

# stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

114

EUR 5,50

ISSN:2306-9287



+ 2020  
Frühling

Lange Zeit unsolidarisch  
**Ein gutes Leben  
für alle**



- 04** | **Aushang**  
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**  
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmfrage** | Niemandland Exil  
Hakan Gürses
- 08–09** | **Was heißt hier arm?**  
Michaela Moser
- 10–11** | **„Überreichtum gefährdet die Demokratie“**  
Julia Schönherr im Gespräch mit dem Ökonom Martin Schürz
- 12–13** | **Beschämung als soziale Waffe**  
Martin Schenk
- 14–15** | **„Gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe gehen oft Hand in Hand“**  
Romana Beer im Gespräch mit Staatssekretärin Ulrike Lunacek
- 16–17** | **Bildung | Sprungbrett aus der Armut?**  
Barbara Rothmüller und Philipp Schnell
- 18–20** | **Ethisch investieren**  
Georg Tillner
- 21–22** | **Partizipation und Kooperation im Supermarkt**  
Julianna Fehlinger und David Jelinek
- 23–25** | **Nobel oder Wenn das Publikum zurückschimpft**  
Hakan Gürses
- 26–27** | **Der Wunderdoktor** | Laudatio auf Werner Vogt anlässlich der Verleihung des Menschenrechtspreises für das Lebenswerk Erwin Riess
- 28–29** | **Nachlese**  
Wo drückt die Schulbank?  
Leyla Guliyeva
- 30** | **Lektüre**  
Rezensionen
- 32–33** | **Kennengelernt** | Vanessa Spanbauer  
Duygu Özkan
- 34** | **Groll**  
Der Salzburger Almkanal und eine Kehrtwende grüner Politik  
Erwin Riess

## Impressum

**STIMME** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin, Verlegerin, Herausgeberin und Redaktion:  
Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien | Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**  
Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Raffaella Gmeiner, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Duygu Özkan**  
Grafisches Konzept, Artdirection & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net  
Lektorat: **Daniel Müller**

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.,** Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien |

office@dfd.co.at  
Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.  
Verlags- und Erscheinungsort: **Wien** |  
UW785 Verlagspostamt: 1060 Wien

Anzeigen: **Ebru Uzun** | office@initiative.minderheiten.at  
Aboservice: **Ebru Uzun** | abo@initiative.minderheiten.at  
Jahresabo: **EUR 20,- Inland, EUR 30,- Ausland**  
(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**  
Web: **www.initiative.minderheiten.at**  
**www.zeitschrift-stimme.at**

**www.facebook.com/zeitschriftstimme**  
Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

**Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz:** STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Medieninhaberin und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adresse der Medieninhaberin und der Herausgeberin ist im Impressum angeführt.

## Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

@ service@bka.gv.at

☎ 0800 222 666  
Mo bis Fr: 8–16 Uhr  
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

☎ +43 1 531 15-204274

✉ Bundeskanzleramt  
Ballhausplatz 1  
1010 Wien

Bundeskanzleramt

Das Bürgerinnen- und Bürgerservice des Bundeskanzleramts freut sich auf Ihre Fragen und Anliegen!  
bundeskanzleramt.gv.at

## Goldenes Ehrenzeichen für Terezija Stoitsits

Die langjährige Nationalratsabgeordnete und Minderheiten- und Menschenrechtssprecherin der Grünen Terezija Stoitsits ist am 14. Februar 2020 im Wiener Rathaus von Bürgermeister Michael Ludwig mit dem Goldenen Ehrenzeichen für ihre Verdienste um die Bundeshauptstadt ausgezeichnet worden.

Stoitsits, die unter anderem dafür bekannt war, ihre parlamentarischen Reden



mit den Worten „Dobar dan, poštovane dame i gospodo“ zu beginnen, ist wohl eine der wichtigsten und streitbarsten Verfechter\*innen von Minderheitenrechten in Österreich. Ob es um die im Staatsvertrag verbrieften Volksgruppenrechte ging oder um asylrechtliche Fragen, mit denen sie vor allem als spätere Volksanwältin zu tun hatte: Minderheitenpolitik ist für die in Stinatz/Stinjaki geborene Burgenlandkroatin in erster Linie Menschenrechtspolitik. So war sie auch mit dabei, als 1991 aus einer breiten Allianz heraus die Initiative Minderheiten gegründet wurde.

„Die Gesellschaft muss für die Demokratie streiten, um sie zu bewahren“, sagte sie bei der Verleihung. Nicht umsonst heißt das Buch, das ihren parlamentarischen Werdegang beschreibt, „Das unermüdliche Bohren harter Bretter“.

Liebe Terezija, wir freuen uns mit dir und gratulieren sehr herzlich!

## Rosa-Jochmann-Plakette für Erika Thurner

Im Rahmen des Februargedankens am 12. Februar, dem Jahrestag der Februarkämpfe 1934, ehrten die Sozialistischen Freiheitskämpfer\*innen das langjährige Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten Erika Thurner mit der Rosa-Jochmann-Plakette. Ausgezeichnet wurde die Historikerin und Politikwissenschaftlerin für ihre sehr engagierte Forschungsarbeit – u. a. Minderheiten-, Migrations- und Ethnizitätsforschung, feministische Forschung, Kultur-, Milieu- und Bewegungsforschung; politische Theorie und Ideengeschichte.

Das Februargedanken wird Jahr für Jahr begangen, um sich in Erinnerung zu rufen, dass unsere Demokratie keine Selbstverständlichkeit ist, erläuterte Elisabeth Fleischhändler, Vorsitzende der Sozialdemokratischen Freiheitskämpfer\*innen Tirol. Und wie konnte es anders sein: Statt Dankesworte sprach Thurner in ihrer Festrede über Frauen im Widerstand gegen Austrofaschismus und Nationalsozialismus.

Liebe Erika, wir sind sehr stolz auf dich und gratulieren sehr herzlich!



E. Fleischhändler (Tiroler Freiheitskämpfer\*innen), G. Dornauer (SPÖ-Tirol), E. Thurner und S. Yildirim (NR-Abgeordnete SPÖ) | Foto: Hittaler



## Aus Ex-Jugoslawien nach Wien Geschichten von Geflüchteten – in den 1990er Jahren

Die Ausstellung **Nach der Flucht** widmet sich den Geschichten von Menschen, die im Zuge des kriegerischen Zerfalls Jugoslawiens zu Beginn der 1990er Jahre flüchten mussten und in Wien ein neues Zuhause fanden. Mit über 100.000 aufgenommenen Kriegsflüchtlingen war Österreich ein zentraler Fluchtpunkt, wobei die größte Gruppe mit 85.000 Schutzsuchenden aus Bosnien und Herzegowina stammte. Ungefähr zwei Drittel von ihnen blieben dauerhaft in Österreich.

eine Brücke zwischen ihrem Leben vor der Flucht und danach. Sie vermitteln Einblicke in individuelle Erfahrungen von Krieg, Flucht und Neubeginn.

Eine Ausstellung von **Vida Bakondi** und **Amila Širbegović** für die Initiative Minderheiten, in Kooperation mit der **Hauptbücherei am Gürtel**.

Gefördert aus Mitteln der **Stadt Wien – Integration und Diversität**.

25 Jahre nach dem offiziellen Kriegsende in Bosnien-Herzegowina spürt die Ausstellung anhand persönlicher Erinnerungsstücke der Geschichte von 14 Wiener\*innen nach. Die gezeigten Objekte schlagen

**Eröffnung:** voraussichtlich im Oktober 2020 **Hauptbücherei am Gürtel**, Wien Für weitere Informationen: [www.initiative.minderheiten.at](http://www.initiative.minderheiten.at)

## De-facto-Unterstützung Zwischen Aufruf zur Hilfe und Forderung nach Einwanderungsstopp

Podiumsdiskussion im Rahmen der Ausstellung „Nach der Flucht“

mit **Melisa Erkurt** (Journalistin ORF), **Heide-Marie Fenzl** (ehem. Leiterin der „Bosnier-Aktion“ im BMI), **Marion Kremla** (asylkoordination österreich), **Helmut Schüller** (ehem. Präsident der Caritas Österreich), **Ursula Struppe** (Stadt Wien, Leiterin MA 17), **Alma Zadić** (Bundesministerin für Justiz). Moderation: **Olivera Stajčić**.

Zivilgesellschaftliche und politische Reaktionen auf die große Fluchtbewegung im Sommer 2015 ließen an die Aufnahme von Kriegsvertriebenen aus dem ehemaligen Jugoslawien zu Beginn der 1990er Jahre denken. Damals gewährte der österreichische Staat mehr als 85.000 Schutzsuchenden aus Bosnien und Herzegowina auf unbürokratischem Wege vorübergehenden Schutz. Die Mehrheit dieser sogenannten De-facto-Flüchtlinge blieb dauerhaft in Österreich. Die sogenannte Bosnier-Aktion gilt heute als Erfolgsgeschichte, wobei die Rahmenbedingungen auch damals nicht einfach waren: die Verabschiedung immer restriktiverer Fremdengesetze, das Volkbegehren der FPÖ „Österreich zuerst“ sowie die Briefbombenserie ab Dezember 1993 – aber auch das Lichtermeer gegen Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz im Jänner 1993 – prägten die Stimmung.

Voraussichtlich im Oktober 2020 | **Hauptbücherei am Gürtel**

Wer arm ist, hat ein hohes Risiko, dauerhaft arm zu bleiben – Gleiches gilt übrigens auch für Reichtum. Damit dieser für die gesamte Gesellschaft beschämende Zustand nicht so bleibt, stellte die österreichische Armutskonferenz Ende 2019 zehn Forderungen an die damals noch künftige Regierung. Das Netzwerk, in dem über 40 Sozial- sowie Bildungs- und Forschungseinrichtungen vereint sind, hat unter anderem eine Anhebung des Existenzminimums auf die Armutsgefährdungsschwelle von 1.259 Euro empfohlen sowie die gesetzliche Absicherung von Menschen mit Behinderungen und psychischen Beeinträchtigungen, mehr finanzielle Mittel für Gewaltprävention und die Erhebung der Kinderrechtskonvention als Gesamtes in den Verfassungsrang gefordert. Genauso wichtig: die Forderung der Plattform „Sichtbar Werden“ nach Anerkennung und Wertschätzung der Armutsbetroffenen. Nicht Menschen sind sozial schwach, sondern ein Staat, der nicht hilft.

Einleitend in unser Schwerpunktthema Armut als komplexes soziales Phänomen setzt sich die Sozialwissenschaftlerin **Michaela Moser** – österreichische Armutskonferenz und europäisches Anti-Armutsnetzwerk EAPN – mit unterschiedlichen Armutsdefinitionen und dem Sinn der Armutsmessung auseinander.

Armut und Reichtum können nicht unabhängig voneinander betrachtet werden. **Julia Schönherr** sprach mit dem Psychotherapeuten und Vermögensforscher **Martin Schürz** darüber, warum er den Begriff *Überreichtum* dem *Reichtum* vorzieht und warum dieser mit der Demokratie nicht vereinbar ist.

Soziale Scham ist die große Begleiterin von Armut. Und sie ist Folge des Blickes von anderen. **Martin Schenk**, Psychologin und Mitbegründerin der Armutskonferenz, analysiert die Folgen von Scham und plädiert für das Sichtbarwerden.

Wer von Armut betroffen ist, erfährt oft auch kulturelle und soziale Ausgrenzung. **Romana Beer**, Sprachwissenschaftlerin und Journalistin, fragte die Staatssekretärin für Kunst und Kultur **Ulrike Lunacek** zu ihren Plänen zur Förderung kultureller Teilhabe und zur sozialen Absicherung von Kulturschaffenden.

Die Soziolog\*innen **Barbara Rothmüller** und **Philipp Schnell** beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit Ursachen und Folgen der Bildungsbenachteiligung von Kindern aus prekären Verhältnissen.



**Georg Tillner**, Historiker und ehemals Film- und Sozialwissenschaftler, ist seit über 20 Jahren in der Investmentbranche tätig. Wir haben ihn gebeten, Licht ins Dunkel des ethischen Investierens zu bringen. An dieser Stelle vorweggenommen: Es bedarf eines ständigen Lernens – nicht nur über das Investieren, sondern auch über Ethik.

**Julianna Fehlinger** und **David Jelinek** von der Österreichischen Berg- und Kleinbäuer\*innenvereinigung stellen als Gegenmodell zu den großen Ketten das Konzept des partizipativen Supermarkts vor – entstanden in Brooklyn/New York und bald auch in Wien.

An dieser Stelle einen ganz herzlichen Dank an **Michaela Moser** für ihr umfangreiches Wissen, das sie uns für die Konzeption dieser Schwerpunktausgabe zur Verfügung gestellt hat. Die wichtigsten Daten und Fakten sowie Empfehlungen zu Maßnahmen gegen Armut und soziale Ausgrenzung finden Sie unter: [www.armutskonferenz.at](http://www.armutskonferenz.at).

Die medial geführte Schlacht rund um die Verleihung des Literaturnobelpreises an Peter Handke ist längst verstummt. Die (nicht erst mit Handke aufgetretene) Frage, ob das Werk vom moralischen Handeln der öffentlichen Person getrennt werden kann, bleibt. **Hakan Gürses** betrachtet beide Standpunkte, um sich neben Autorin\* und Werk auf die Rolle der dritten Einheit, der Leserin\*, zu konzentrieren.

Der Mediziner **Werner Vogt** wurde für sein Lebenswerk mit dem Menschenrechtspreis der Österreichischen Liga für Menschenrechte ausgezeichnet. Lesen Sie in diesem Heft die wunderbare Laudatio auf den „Wunderdoktor“ – von **Erwin Riess**.

**Vanessa Spanbauer** fehlten als Kind positive Role-Models. Heute ist die Journalistin und Historikerin auf dem besten Wege, selber ein Vorbild zu werden. Vorgestellt von **Duygu Özkan** in *Kennengelernt*.

### Stimme im Sommer

*Selbstbestimmt Leben!* Anlässlich 100 Jahre Behindertenbewegung widmen wir die nächste *Stimme* der Geschichte der Ersten und Zweiten Behindertenbewegung in Österreich sowie der Aktualität von Behinderung(en). Die Sonderausgabe in redaktioneller Zusammenarbeit mit **Volker Schönwiese**, **Petra Flieger** und **Angela Wegscheider** erscheint in der zweiten Junihälfte.

Bleiben Sie kritisch und kommen Sie gut durch den Frühling!

Lange Zeit unsolidarisch Ein gutes Leben für alle

## Niemandsland Exil

„Schlage keinen Nagel in die Wand / Wirf den Rock auf den Stuhl. / Warum vorsorgen für vier Tage? / Du kehrst morgen zurück. // Lass den kleinen Baum ohne Wasser. / Wozu noch einen Baum pflanzen? / Bevor er so hoch wie eine Stufe ist / Gehst du fort von hier.“<sup>[1]</sup>

Wie viele wohl hat dieses Gefühl schon heimgesucht, das Bertolt Brecht 1937 im dänischen Exil niederschrieb! Auch mir sprach er aus der Seele, nachdem ich meine Geburtsstadt Istanbul in Richtung Wien verlassen hatte, im März 1981, heute vor 39 Jahren, um hier fern der staatlichen Repression, der Furcht und der kollektiven Depression weiterzuleben – allesamt Mitbringsel des Militärregimes, das nach dem Putsch am 12. September 1980 in der Türkei errichtet worden war.

Ich war damals ein neunzehnjähriger Student, wollte in Ruhe meine Bildung fortsetzen und meine politischen Ansichten offen mit anderen teilen können. Ohne Angst vor Polizei- oder Militärgewalt auf die Straße gehen, mich mit Gleichgesinnten öffentlich treffen und im Café ein politisches Buch lesen dürfen – das war der „Luxus“, den ich mir im Wiener Exil zu leisten suchte.

Bereits in den ersten Wochen hier bekam ich ein Buch von Brecht mit diesem wunderbaren Gedicht darin: „Gedanken über die Dauer des Exils“. Ich las es und dachte bei mir, dass er recht hatte. Wozu denn hier Wurzeln schlagen? Kein Unrechtsregime hält sich ewig, auch du wirst bald wieder nach Hause zurückkönnen.

Wie der Zufall wollte, fiel mir kurze Zeit nach dieser Lektüre das neue Album von Zülfü Livaneli in die Hände, einem der unter Exilant\_innen aus der Türkei in den frühen 1980er Jahren beliebtesten Liedermacher, und darauf befand sich eine Vertonung des ersten Teils des Brecht-Gedichtes. Ich hörte das Lied in jenen Tagen ohne Unterlass. Es trieb mir Tränen in die Augen, lieferte zugleich eine willkommene Rechtfertigung dafür, keine großen Schritte zu unternehmen, um hier Fuß zu fassen. Diese im Lied (und im Gedicht) besungene Lethargie, durch den Wunschgedanken an die unmittelbare Rückkehr verursacht, bestimmte damals über Monate hinweg mein Leben.

In diesen Zeilen war auch jene Frage versteckt, die für die meisten Exilant\_innen eine Weggabelung bedeutete: Welcher Himmelsrichtung sollte sich unsere politische Energie zuwenden; dorthin, wo sich so etwas wie eine „Heimat“ mit noch frischen Spuren in unserem Gedächtnis befand, oder hierhin, wo wir uns bereits aufhielten und – wenn man es nüchtern betrachtete – wahrscheinlich wohl eine längere Zeit aufhalten würden. Sollten wir das Leben im Hier und Jetzt mitgestalten oder aber weiter einem Zukunftsideal nachlaufen, das uns noch vor einem halben Jahr antrieb und nun am Galgen, in den Folterkammern und in

den Gefängniszellen des Militärregimes allmählich vernichtet wurde? Ich denke, die meisten von uns haben bis heute keine klare Antwort auf diese Frage gefunden, auch nicht unter den Umständen, die heute in der Türkei herrschen.

Noch etwas anderes blieb dem Leben im Exil verhaftet, das Fehlen einer Art „Gewohnheitsrecht“ auf Mitrede. Zumindest habe ich es in all den Jahren an der eigenen Person so erlebt. Egal ob sich nun der politische Blick des Exilanten auf das Herkunftsland richtet oder auf sein Leben im Aufnahmeland – jeder Versuch, gleichberechtigt mitzureden und das Leben da oder dort mitzugestalten, stößt auf die reservierte Haltung derer, die da oder dort „wirklich beheimatet“ leben. Durch sie wird uns im Exil Lebenden die Fähigkeit zu einem Innenblick abgesprochen und verweigert. Jeder kritische Satz des Exilanten über die jeweilige Gesellschaft wird abgeschmettert mit „Es ist freilich ein Leichtes, von außen so zu reden“, mit „Was erlauben Sie sich; bei Ihnen *dort unten* ist es ja viel schlimmer“ oder dergleichen. Der Exilant führt ein Leben in einem Dauer-Dazwischen, besser: *Dauer-Außen*, egal, wie wir nun dieses kulturell-politisch-sprachliche Niemandsland auch politisch korrekt bezeichnen wollen.

Natürlich hat sich in all den Jahren einiges geändert, da wie dort. Für manche unter uns Exilant\_innen sogar im „Heimatsland“ – zumindest zeitweilig – zum Guten hin. So kehrten einige, eigentlich die meisten, die ich aus jener Zeit kannte, dorthin zurück. Für einige hingegen, so auch für mich, hat sich in diesen 39 Jahren nicht viel getan, das mich wieder dorthin zurückgebracht hätte, wo ich geboren worden war. Im Gegenteil! Aber nicht *das* ist der Grund für mein Verbleiben im Niemandsland, in dem zu leben und trotzdem (größtenteils unerhört) *mitzureden*, mir und meinesgleichen ein Schicksal zu sein scheint.

Der Schriftsteller Amin Maalouf, im Libanon geboren, aufgewachsen und seit 1976 in Paris lebend, beschäftigt sich in seinem letzten Roman *Die Verunsicherten* mit der Frage des Exils und der Heimkehr. Die Hauptfigur des Buches fragt sich nach vielen Jahren im Ausland, warum er denn nie den Schritt zur Rückkehr gewagt habe. „Weil sich das Land meiner Kindheit verändert hat?“, fragt er sich und verneint dies sogleich. Seine Antwort fällt bitterer aus: „Den Verlust der Vergangenheit verschmerzt man mit Leichtigkeit, über den Verlust der Zukunft kommt man nicht hinweg. Das Land, das ich so *sehr* vermisse, ist nicht das Land, das ich in meiner Jugend gekannt habe, es ist das Land, das ich mir erträumt hatte und das nie entstanden ist.“<sup>[2]</sup>

Das ist das eigentliche Niemandsland, das Exil genannt wird.



Lange Zeit  
unsolidarisch

Ein gutes  
Leben  
für alle

<sup>[1]</sup> Bertolt Brecht: Gedanken über die Dauer des Exils (aus: Svendborger Gedichte). In: Gedichte I, Ausgewählte Werke in sechs Bänden, Bd. 3. Frankfurt/M. 2005: 346 f.

<sup>[2]</sup> Amin Maalouf: Die Verunsicherten. Zürich/Hamburg 2014: 62 f.

# Was heißt hier arm?

## Über das Dezentrieren von Armut, notwendige Blicke auf soziale Polarisierung und das gute Leben aller

Wer Armutszahlen recherchiert, erfährt, dass EU-weit 112 Millionen Menschen (22,4 %) mit dem Risiko der Armut- bzw. Ausgrenzungsgefährdung und 33 Millionen (6,6 %) mit ernsthafter materieller Deprivation leben, dass die Weltbank auf methodisch andere Weise weltweit 734 Millionen „absolute arme“ Menschen zählt und alle fünf Sekunden ein Kind unter 15 Jahren an Armut stirbt.

Diese Zahlen sind beschämend, machen zornig und verwirren, denn sie gehen von sehr unterschiedlichen Berechnungsweisen und Indikatoren aus (siehe Kasten auf Seite 9).

Das Thema Armutsmessung ist ein komplexes Feld, das außerhalb von Fachkreisen oft nur wenig Aufmerksamkeit findet, wobei zu fragen ist, was die Verbreitung diverser Statistiken letztlich bewirkt und wie weit diese zur Armutsbekämpfung beitragen.

### Menschen hinter Zahlen

Fest steht, Zahlen alleine bringen wenig, auch wenn Forschung und Diskussionen darüber wichtig sind. Noch wichtiger ist es jedoch, zu realisieren, dass dahinter Menschen stehen, über die es viel mehr zu sagen gibt als nur, dass sie „arm“ sind. Dabei muss der Blick über materielle Faktoren hinausgehen.

Armut darf, so die britische Armutsforscherin Ruth Lister, „nicht einfach als benachteiligte und unsichere ökonomische Situation verstanden“, sondern muss als höchst beschämendes soziales Verhältnis gesehen werden.<sup>[1]</sup> Und es muss bedacht werden, dass Armutdefinitionen immer auch davon erzählen, was andere – die selbst nicht in Armut leben – sich unter Armut vorstellen bzw. Armutbetroffenen an Besitz zugestehen, damit diese immer noch als „arm“ gelten.

Wichtig zu sehen ist, dass es sich um ein multidimensionales Problem handelt, auch wenn sich dies nicht immer ausreichend in den verfügbaren Zahlen darstellen lässt, und es dabei immer auch um Verteilungsfragen geht.

### Soziale Polarisierung und Armutproduktion

Hier werden das Konzept der „sozialen Polarisierung“ des britischen

Armutsforschers Peter Townsend<sup>[2]</sup> und die auf die norwegische Armutsforscherin Else Oyen zurückgehende Rede von der „Produktion von Armut“<sup>[3]</sup> wichtig. Beide verrücken den Blick vom unteren Segment der Gesellschaft hin zu den oberen Einkommensschichten, zu Vermögensbesitzern, multinationalen Konzernen und politischen Institutionen und deren Entscheidungen, die zu analysieren unerlässlich ist, um Armut zu verstehen und deutlich zu machen, dass und wie diese produziert wird.

### Armut als Mangel an Verwirklichungschancen

Für ein vergleichsweise umfassendes Verständnis sorgt der von Amartya Sen und Martha Nussbaum entwickelte *Capabilities Approach* (dt. Fähigkeiten- oder Verwirklichungschancenansatz). Er besteht aus einer Liste von Verwirklichungschancen,

die als Maßstab der Lebensqualität dienen sollen.

Dabei zählt, was Menschen tun und sein können und erst in der Folge, was sie dafür brauchen, also haben müssen.

„Empowerment“ spielt eine Rolle, aber auch Möglichkeiten umfassender Bildung, die Sicherung nötiger Infrastruktur (gute Schulen und Wohnmöglichkeiten, funktionierender öffentlicher Verkehr, umfassende Gesundheitsversorgung, Beratung und Begleitung), sinnvoller Arbeitsplätze und Freizeitmöglichkeiten. Die Wahrung körperlicher und seelischer Integrität ist genauso wichtig wie der Einsatz der eigenen Sinne, Vorstellungskraft, Gedanken und Gefühle, die Vorstellung vom eigenen guten Leben, Beziehungen zu anderen Menschen, Tieren und zur Natur zu pflegen, sich irgendwo zugehörig und daheim zu fühlen, Möglichkeiten und Anlässe zum Lachen, Spielen und zum Entspannen zu haben und den eigenen Lebenskontext mitgestalten zu können.

Wie die konkrete Verwirklichung dieser Fähigkeiten aussieht, muss in unterschiedlichen Kontexten im Detail formuliert und verhandelt werden. Und Staaten müssen jene Bedingungen schaffen, die Menschen befähigen, sich für ein gutes Leben zu entscheiden. Dabei muss immer das Ganze des guten Lebens im Blick bleiben und kann das Fehlen einer Komponente nicht durch einen Überschuss einer anderen wettgemacht werden.

### Referenzbudgets

Als ein Versuch, den Grad an Verwirklichungschancen zahlenmäßig festzumachen, können

Referenzbudgets für Haushaltsausgaben gesehen werden, wie sie in Österreich von den Schuldenberatungen erstellt werden. Dabei wird in Gruppendiskussionen erhoben und danach quantifiziert, was es konkret braucht, um ein Leben finanzieren zu können, das sich nicht nur am nackten Überleben, sondern vielmehr auch an einem Minimum an Teilhabemöglichkeiten orientiert. Das heißt, dass neben Kosten für Wohnen, Ernährung, Kleidung etc. auch ein – kleines – Budget für kulturelle Teilhabe, Information, soziale Aktivitäten mitkalkuliert wird. Vor allem mit Blick auf Haushalte mit schulpflichtigen Kindern zeigt sich dabei eine weit höhere „Armutsgrenze“ als diejenige, die vom relativen Einkommen ausgeht. Vor allem zeigt sich, wie unzureichend aktuelle Sozialleistungen wie etwa die Mindestsicherung sind.<sup>[4]</sup>

### Armut dezentrieren. Gutes Leben in den Mittelpunkt stellen

Auseinandersetzungen mit Armut sind untrennbar verbunden mit Fragen zur Verbesserung der Situation. Oft wird vor lauter „Zählen“ und „Rechnen“ auf die eigentlichen Fragen vergessen und während immer mehr Wissen über Armut gewonnen wird, wird immer weniger zum Stopp der Armutproduktion getan.

Auch wenn es paradox erscheint, empfiehlt es sich deshalb, Armut ein wenig aus dem Blick zu nehmen, quasi zu dezentrieren und stattdessen Fragen der Erreichung eines guten Lebens für alle in den Mittelpunkt zu stellen. Und dabei die von Nancy Fraser definierte Dreifachstrategie von Umverteilung, Anerkennung und Selbstrepräsentation<sup>[5]</sup> (im Sinne politischer Mitgestaltung und

Selbstorganisation) mit mindestens gleicher Kraft zu verfolgen wie das Zählen, Messen und Rechnen.

### Relative Armut

EU SILC (Survey on Income and Living Conditions) nennt sich die Armutserhebung in den EU-Ländern. Dabei geht es um Personen, die unter einer relativen Einkommensarmutsgrenze (60 Prozent des mittleren Einkommens) leben, um Haushalte mit keiner oder sehr niedriger Erwerbsintensität und um jene, die mit erheblichen Entbehrungen leben, z. B. mit Zahlungsrückständen bei Miete, Betriebskosten oder Krediten, ohne PKW, ohne Waschmaschine, ohne Fernsehgerät oder in einer Wohnung, die nicht warm gehalten werden kann.

### Absolute Armut

Als absolut arm gilt laut Weltbank, wer von weniger als 1,90 Dollar am Tag leben muss. Betroffen sind 734 Millionen Menschen, das sind zehn Prozent der Weltbevölkerung, die große Mehrheit davon lebt im Süden. Frühere Messungen ergaben 1,9 Milliarden Betroffene (1990) bzw. 1,2 Milliarden (2008). Weltbank und UNO gehen von weiter kontinuierlichen Verbesserungen aus.

Als alternative Messmethode ist seit einigen Jahren der sogenannte MPI (Multidimensional Poverty Index) verbreitet, der auch Faktoren wie Unterernährung und fehlenden Zugang zu Bildung integriert und ein differenzierteres Bild von extremer Armut und deren Ursachen geben will.

### Kritik aus dem Süden

Von Armutsforscher\*innen des globalen Südens wird die US-amerikanische und europäische Dominanz der Definitionsbestimmung kritisiert. Diese gebe sich als global aus, leide aber am Mangel an diversen und vor allem partizipativen Zugängen, wie dem von Henry O. Oruka entwickelten Konzept des „Human Minimums“, in dem die Qualität der Gesundheitsversorgung und Sicherheitsgefühl eine große Rolle spielen, oder der von Sharon Adetutu Omatoso ins Spiel gebrachten wenig gesehenen Dimension intellektueller Armut, als Mangel an Möglichkeiten, sich umfassend zu bilden und einen kritischen Geist zu entwickeln.

Michaela Moser ist Dozentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fachhochschule St. Pölten und seit vielen Jahren in der Armutskonferenz engagiert.

<sup>[1]</sup> Lister, Ruth: Poverty. Cambridge 2004, S. 7 (Übersetzung durch M. Moser).

<sup>[2]</sup> Vgl. Townsend, Peter: Poverty, Social Exclusion and Social Polarisation. The Need to Construct an International Welfare State. In: Peter Townsend and Gordon David (Hg.): World Poverty. New Policies to Defeat an Old Enemy. Bristol: The Policy Press 2002, S. 3–24.

<sup>[3]</sup> Vgl. Oyen, Else: Poverty Production. A different approach to poverty understanding, unter: [www.cefe.net/forum/Poverty\\_production.pdf](http://www.cefe.net/forum/Poverty_production.pdf) (Stand: 2. 3. 2020).

<sup>[4]</sup> Referenzbudgets und Informationen unter: [www.budgetberatung.at](http://www.budgetberatung.at).

<sup>[5]</sup> Vgl. Fraser, Nancy and Naples, Nancy A.: To Interpret the World and To Change It. An Interview with Nancy Fraser. In: Signs, Vol. 29, No. 4, 2004, S. 1103–1124.

# „Überreichtum gefährdet die Demokratie“

Der Ökonom Martin Schürz sieht in Überreichtum eine Bedrohung für die Demokratie. Der Buchautor und Psychotherapeut erklärt im Interview mit Julia Schönherr, warum er für eine gesellschaftliche Debatte über eine Obergrenze für Reichtum plädiert.

[Armut und Reichtum bedingen einander. Warum wird mehr über Armut gesprochen als über Reichtum?](#)

Es wird nicht zuletzt mehr über Armut gesprochen, weil es da eine viel bessere Datenlage gibt. Mindestsicherungsempfänger müssen ihre Einkommens- und Vermögenssituation offenlegen, sie haben ein Schonvermögen von ein paar tausend Euro. Bei Reichtum ist das anders, es gibt sehr wenig zuverlässige Daten zu Vermögen.

[Sie verwenden den Begriff Überreichtum, warum?](#)

Der Begriff Reichtum hat etwas Chan- gerendes. Er bewegt sich zwischen Gut und Böse. Daher bevorzuge ich den Begriff Überreichtum, der von vornherein negativ besetzt ist. Armut ist ein Übel. Kein Mensch argumentiert, dass Menschen verhungern sollen. Deshalb braucht es einen Gegenbegriff, der auch negativ

besetzt ist. Und Armut und Überreichtum müssen gemeinsam verstanden werden, sie können nicht unabhängig voneinander betrachtet werden. Überreichtum kann angesichts eklatanter Armut nicht vernünftig begründet werden.

[Ist die Frage von Überreichtum dann eine moralische oder ethische Frage?](#)

Wenn Menschen verhungern, während andere Milliarden besitzen, ist das klar eine Ungerechtigkeit und wird viele Menschen moralisch empören. Aber moralische Fragen werden von Menschen unterschiedlich beantwortet. Für mich ist es moralisch empörend, dass es so reiche Menschen gibt, wenn gleichzeitig andere um die Mindestsicherung betteln müssen. Nur meine Moral muss sich nicht mit der Moral von anderen Menschen decken. Deswegen möchte ich die Frage nicht im Moralischen belassen. Ich argumentiere in meinem Buch, Überreichtum passt nicht zu einer Demokratie.

[Welches Spannungsverhältnis gibt es zwischen Überreichtum und Demokratie?](#)

Es ist ein mehrfaches Spannungsverhältnis. Erstens haben vermögende Menschen mehr Möglichkeiten, den politischen Prozess zu beeinflussen – etwa über Förderungen, durch Wahlkampfspenden und „unabhängige“ Denkfabriken. Sie können Eigentümer von Medien werden und versuchen, die öffentliche Stimmung in eine bestimmte Richtung zu lenken. Und alleine dieser Möglichkeitshorizont bringt schon eine Schiefelage. Ein armer Mensch hat ungleich weniger Möglichkeiten, den politischen Prozess zu beeinflussen. Man kann daher nicht von politischer Gleichheit sprechen. Zweitens haben reiche Menschen andere Präferenzen. Sie sind zum Beispiel für eine Senkung der Körperschaftssteuer und gegen eine Erbschafts- und Vermögenssteuer. Dinge wie das öffentlich

finanzierte Gesundheitssystem und Teilhabechancen für arme Menschen sind ihnen weniger wichtig. Der Sozialstaat ist generell jenen Menschen, die davon abhängen, wichtiger. In diesem Sinne bringt Überreichtum eine Schiefelage in eine Gesellschaft. Und diese ist nicht korrigierbar, indem man darauf hinweist, dass es auch sehr nette reiche Menschen gibt – Philanthropen etwa. Die soziale Distanz zwischen unten und oben ist zu groß. Es zerreißt eine Gesellschaft, wenn es keine gemeinsame Lebenswelt von Menschen mehr gibt.

[Ab wann ist für Sie jemand überreich?](#)

Ich gebe keine Grenze an. Ich plädiere dafür, dass es eine öffentliche Debatte darüber geben muss. Für mich liegt auf der Hand, dass die Milliarden der Milliardäre nicht gerechtfertigt sind. Das heißt, die Grenze liegt für mich darunter. Aber wo genau diese Grenze zu liegen hat, das muss die Gesellschaft demokratisch festlegen, nicht irgendein Experte. Ich denke, dass hier das Expertenwissen aufhört und eine gesellschaftliche Debatte notwendig ist.

[Verstehen wir überhaupt, was Reichtum wirklich bedeutet?](#)

Man denkt bei Reichtum oft an Luxusartikel wie Champagner, Perlenketten, Luxusautos, Yachten und Privatflugzeuge. Wenn man sich das Vermögen von wirklich reichen Menschen jedoch anschaut, dann ist das nur ein Bruchteil. Eine 300-Millionen-Yacht ist bei einem Vermögen von zehn Milliarden nichts. Die meisten Menschen verwechseln zudem Millionen und Milliarden. Diese Summen sind nicht mehr vorstellbar. Darum weicht man relativ schnell auf Einkommens-themen aus. Das heißt, die Gerechtigkeitsdebatte wird nach unten gerichtet, auf Vergleiche von Mindestsicherungsbeziehern und Mindestpensionisten. Es wird in verachtender Weise abgelenkt.

Denn soziale Gerechtigkeit müsste von ganz unten bis ganz oben in der Gesellschaft ausgeleuchtet werden. Die zentrale Frage lautet, was wir einander schulden. Dann könnte man nicht behaupten, dass der eine halt zehn Milliarden und der andere gar nichts haben soll.

[Was halten Sie von dem Ruf nach Eigentum als Armutsvorsorge?](#)

In Österreich ist der Anteil an Miet-, Genossenschafts- und Gemeindewohnungen hoch. Das ist etwas Gutes, denn es heißt, Menschen haben Alternativen zu Privateigentum.

Margaret Thatcher hat in den 1980er Jahren mit der sogenannten „housing revolution“ die britische Gesellschaft verändert, indem sie aus Mietern Eigentümer machte. Eigentum verändert Menschen und deren Klassenbewusstsein. Dabei hat man von der Gemeindewohnung, die man kauft, anstatt sie zu mieten, ja nicht mehr. Man wohnt dort. Vorher hat die Wohnung der Stadt Wien gehört, danach gehört sie einem selbst. Es ändert sich nichts außer das Bewusstsein, dass man etwas Besseres ist als jene, die das nicht haben. Und dieses Bewusstsein, dass Eigentum einen definiert und hervorhebt, ist etwas sehr Problematisches.

[In welchem Verhältnis stehen Vermögen und Sozialstaat?](#)

In einem funktionierenden Sozialstaat, braucht man eigentlich kein Vermögen. Das wird erst dann wichtig, wenn man für alles selbst zahlen muss. Dann braucht es relativ hohe Ersparnisse etwa für die Schulbildung der Kinder, für die Altersvorsorge und für Gesundheitsfragen.

[Was für eine Rolle spielen Erbschaften für Vermögen?](#)

Erben hat im Feudalismus eine zentrale Rolle gespielt, weil die Aristokratie ein Geburtsprivileg hatte, das nicht in Frage gestellt werden durfte. Im 20. Jahrhundert ist dann eine zentrale Rechtfertigung von Ungleichheit gewesen, dass es um Arbeit geht und um jenen Erfolg, der aus Leistung resultiert.

Was man aus Vermögensdaten sehen kann, ist, dass Erbschaften im 21. Jahrhundert in der Vermögensanhäufung wieder an Bedeutung gewinnen. In Österreich gibt es schon seit über einem Jahrzehnt keine Erbschaftssteuer mehr. Wenn Erbschaften privilegiert werden, indem sie nicht besteuert sind, haben jene einen enormen Startvorteil, die aus entsprechenden Familien kommen. Das weist auf eine Gesellschaftsform hin, in der Erben und Familienbande wieder wichtiger werden.

[Wer gegen die Erbschaftssteuer ist, argumentiert, dass das Vermögen schon besteuert wurde, und beruft sich auf das Leistungsprinzip. Was sagen Sie dazu?](#)

Mehrfachbesteuerung ist die Regel. Wer Arbeitseinkommen bezieht, zahlt Einkommenssteuer und wenn er danach einen Artikel im Supermarkt kauft, zahlt man darauf Mehrwertsteuer. Bei der Erbschaftssteuer ist es im Gegenteil so, dass sie beim Erben zum ersten Mal anfällt. Jene, die dagegen argumentieren, schauen auf die Vererbenden, nicht auf die Erben. Erben ist keine Leistung. Leute, die gegen eine Erbschaftssteuer sind, berufen sich notgedrungen auf die Leistung ihrer Eltern. Aber die ist nicht vererbbar. Vererbbar sind Geld und Sparbücher, aber nicht die Leistung.

[Eine Erbschaftssteuer reicht jedoch nicht aus, um die Vermögensverteilung gerechter zu gestalten. Was sind andere Instrumente?](#)

Instrumente sind einerseits Vermögenssteuern, wobei wichtig ist, dass die Steuersätze hoch und progressiv ausgestaltet sind, dass also höheres Vermögen stärker besteuert wird als niedrigeres. Andererseits plädiere ich für eine demokratisch legitimierte Grenzziehung bei der Höhe von privatem Vermögen. Ich gehe vom Ziel der Steuergerechtigkeit noch einen Schritt weiter zu gerechten Eigentumsverhältnissen. Einzementierte Eigentumsverhältnisse werden fast nie besprochen, sondern tabuisiert. Man sieht die Dramatik der ungleichen Eigentumsverhältnisse nicht, sondern kann sie nur ahnen. Denn Vermögenskonzentration basiert auf Erbschaften und Ausbeutung. Deshalb braucht es eine Diskussion über eine Grenzziehung, ab wann Reichtum schädlich wird. Viele Leute fürchten da bereits Enteignung. Privateigentum folgt aber einer Konvention. Es gibt Gesetze und staatliche Hilfestellungen. Letztlich sind das gesellschaftliche Aushandlungsprozesse, die einer breiten gesellschaftlichen Debatte bedürfen.

Martin Schürz ist Vermögensforscher, Buchautor und Psychotherapeut an der „Boje“. Sein Buch „Überreichtum“ erschien 2019 im Campus Verlag.

Julia Schönherr studierte Internationale Entwicklung und ist freie Journalistin in Wien.

# Beschämung als soziale Waffe

Es geht um die Freiheit, über die eigene Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit verfügen zu können.

Es ist einfach demütigend. Am Magistrat hat eine Sachbearbeiterin zu mir gesagt: Warum suchen Sie sich keinen Mann, der Sie erhält? Das erzählt Christine, die von vielen Berg- und Talfahrten aus ihrem Leben berichten kann.

Wir wissen, jeder Dritte holt die Mindestsicherung nicht ab. Einer der Gründe: soziale Scham. Eine Bedrohung, die leicht in der Luft, aber schwer auf Körper und Geist liegt. Soziale Scham ist nicht bloß ein harmloses persönliches Gefühl. Beschämung ist eine soziale Waffe – der jeweils Mächtigeren. Ich werde zum Objekt des Blickes anderer gemacht. Andere bestimmen, wie ich mich zu sehen habe. Das ist ein massiver Eingriff in die Integrität einer Person. Betroffene fürchten in diesen Augenblicken, ihr Gesicht zu verlieren, und wissen ihr Ansehen bedroht. Man möchte im Erdboden versinken, unsichtbar sein. Scham ist die große Begleiterin von Armut und mit der Frage des Blickes direkt verbunden. Adam Smith hat das bereits 1776 in seinem Klassiker „Der Reichtum der Nationen“ festgehalten: Arm ist, „being unable to appear in public without shame“. Es geht um die Freiheit, über die eigene Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit verfügen zu können. Person bedeutet

altgriechisch „Angesicht“. Beschämung ist eine Frage des Blickes und des Ansehens. Für den Philosophen Philip Pettit heißt deswegen auch „gerechte Freiheit“, anderen auf Augenhöhe zu begegnen. Er schlägt hier den „Blickwechsel-Test“ vor: sich ohne Grund zur Angst oder Ergebnisheit in die Augen schauen zu können.

Beschämung hält Menschen klein. Sie rechtfertigt Bloßstellung und Demütigung als von den Beschämten selbst verschuldet. Das ist das Tückische daran. „Soziale Scham fordert zu ihrer eigenen Moralisierung auf, um eine Erklärung für den Sinn der Verletzung zu ergründen, die man zuvor erfahren hat“, so der Soziologe Sighard Neckel. Damit der Akt der Beschämung seinen Zweck erreicht, muss für den beschämenden Mangel die Verantwortlichkeit auf die beschämte Person selbst übertragen werden. „Meine Scham ist ein Geständnis“, formulierte Jean-Paul Sartre. Er beschrieb, dass Beschämung darauf beruhe, den

anderen zum Objekt der eigenen Freiheit zu machen, der damit im gleichen Maße Freiheit und Autonomie verliert.

„Es ist auch die ganze existenzielle Bedrohung, nie wissen, was entscheidet die Regierung, mich nicht mehr wehren können, weil ich nicht gesund werde, ich bin da komplett angewiesen“, erzählt Christine angesichts der aktuellen Soziale Kürzungen im untersten Netz. Wäre die Inanspruchnahme der Mindestsicherung „vollständig“, würde die Armutsgefährdung in Österreich um fast ein Prozent sinken, das hieße 60.000 Menschen weniger in Armut. Die Studie des Europäischen Zentrums für Sozialforschung zeigt auch, was den Unterschied macht, was die Inanspruchnahme erhöht: Rechtsicherheit, Verfahrensqualität, Anonymität, bürgerfreundlicher Vollzug, Verständlichkeit, Information und Destigmatisierung der Leistung. Die Einführung der Mindestsicherung hat zu einem deutlichen Rückgang der

Nichtinanspruchnahme geführt. So haben 2009 114.000 Haushalte (51 %) trotz Berechtigung Sozialhilfe nicht in Anspruch genommen. Mit Einführung der Mindestsicherung sank dieser Wert bis 2015 auf 73.000 (30 %).

## Demütigung geht unter die Haut

Ökonomische Benachteiligung führt zu erhöhtem emotionalen Stressaufkommen. Abwertung kränkt die Seele und den Körper. Demütigung geht unter die Haut: Die stärksten Wirkungen äußern sich in erhöhtem Stress und höheren Raten psychischer Erkrankungen. Die stärksten Zusammenhänge finden sich mit Bluthochdruck und Herzerkrankungen. Beschämung schneidet ins Herz. Je öfter, je länger und je stärker die Verachtung, desto schädlicher für die Gesundheit. Die Bedrohung des eigenen Ansehens ist eine starke negative Stressquelle.

Dauert der schlechte Stress an, entgleist der Cortisol- und der Adrenalin Spiegel. Da gibt es einerseits die schnelle Achse über die Nervenbahnen bis zum Nebennierenmark, das mit dem Hormon Adrenalin verbunden ist. Und dann gibt es die langsamere Bahn über den Hypothalamus im Gehirn bis zur Nebennierenrinde, das mit dem Kortisol verquickt ist. Der entgleiste Kortisolhaushalt schwächt das Immunsystem, erhöht Herz-Kreislaufkrankungen und Depressionen. Gefühle wie Ohnmacht, Scham oder Hilflosigkeit haben unmittelbare körperliche Folgen. Andauernder schlechter Stress geht unter die Haut.

Anerkennung müsste ja eigentlich unbegrenzt vorhanden sein, ist sie aber nicht. Sie wird wie Geld zu einem knappen Gut, das sich nach dem sozialen Status und der sozialen Hierarchie in einer Gesellschaft verteilt.

## Parlament der Unsichtbaren

Der Blickwinkel entscheidet. Wer bleibt unsichtbar, wer bekommt die Deutungsmacht? Der Demokratietheoretiker Pierre Rosanvallon argumentiert, dass „nicht wahrgenommen“

werden „ausgeschlossen sein“ bedeutet. Deshalb sei heute die Sehnsucht nach einer gerechten Gesellschaft verbunden mit dem Wunsch nach Anerkennung. Und genau hier müsse eine Erneuerung der Demokratie ansetzen: Bei jenen, deren Leben im Dunkeln bleibt, die nicht repräsentiert werden, die nicht sichtbar sind. In Paris gründete Rosanvallon ein „Parlament der Unsichtbaren“, das dazu dient, all die Geschichten und Lebensbiografien von Menschen zu erzählen, die sonst im Dunkeln geblieben wären: von Jugendlichen, die es schwer haben, von Arbeiterinnen im Niedriglohnsektor, vom alten Mann am Land.

Die Unsichtbarkeit weist auf zwei Phänomene, einerseits auf das Vergessen, die Zurückweisung und die Vernachlässigung, andererseits auf die Unlesbarkeit der Verhältnisse. Für viele ist es schwierig geworden, die Gesellschaft noch zu lesen und sich selbst mittendrin. Das Projekt will dem Bedürfnis nach Erzählung der „gewöhnlichen“ Lebensgeschichten, dem Anhören der ungehörten Stimmen und der Beachtung der alltäglichen Sehnsüchte nachgehen. „Es untergräbt die Demokratie, wenn die vielen leisen Stimmen ungehört bleiben, die ganz gewöhnlichen Existenzen vernachlässigt und die scheinbar banalen Lebensläufe missachtet werden.“

„Wir sind keine Bittsteller, wir wollen Respekt!“, so die TeilnehmerInnen des ersten österreichweiten Treffens von Menschen mit Armutserfahrungen, das unter dem Titel „Sichtbar Werden“ 2006 in Wien startete. Erwerbsarbeitslose, MitarbeiterInnen von Straßenzeitungen, Selbsthilfegruppen von Leuten mit Psychiatrieerfahrung, SozialhilfebezieherInnen, Menschen mit Behinderungen und AlleinerzieherInnen waren drei Tage zusammengekommen, um gemeinsam über Strategien gegen Armut zu beraten. „Sichtbar werden sollen unsere Alltagserfahrungen. Sichtbar werden sollen unser Können und unsere Stärken. Sichtbar werden sollen unsere Forderungen und Wünsche zur Verbesserung der Lebenssituation.“ Es

ist wohl kein Zufall, dass „Sichtbar Werden“ zum Motto des Treffens gewählt wurde. Mit „100 Figuren gegen Armut“ machten sie beispielsweise in einer Aktion am Linzer Hauptplatz selbst öffentlich auf ihre Situation aufmerksam. Aufhundert Pappfiguren waren persönliche Lebensgeschichten, Wünsche, Forderungen und aktuelle Daten über Arbeitslosigkeit, prekäre Jobs, Kinderarmut oder die Situation psychisch Kranker zu lesen.

Wer das Wort ergreift, hat etwas zu erzählen. Wer jemand ist oder war, können wir nur erfahren, wenn wir die Geschichte hören, deren Held er oder sie ist. Das Wort zu ergreifen, heißt nicht *fürsprechen*, sondern selbst sprechen. Wenn Ausgeschlossene die eigene Lebenswelt sichtbar machen, schaffen sie einen Ort, von dem aus sie sprechen können. Der Vorhang öffnet sich zu einer Bühne, auf der die eigene Geschichte eine eigene Deutung – und zugleich Bedeutung – erfährt. Das Unspektakuläre des eigenen Lebens bekommt eine Bühne und wird besonders. Die das Wort ergreifen, können zur Sprache bringen, wer sie sind – und wer sie sein können.

Mit der Entscheidung, im Armen keine verachtenswerte oder zu bemitleidende Person zu sehen, hat der Soziologe Georg Simmel vor hundert Jahren einen entscheidenden Fortschritt im Reden und Denken über arme Leute erzielt. „Jedes Verteilungssystem, das Personen voraussetzt, die als arm definiert sind, tendiert dazu, Einfluss auf die Selbstachtung und Fremdeinschätzung der abhängigen Person zu nehmen“, konstatiert Wirtschaftsno-belpreisträger Amartya Sen, Ökonom und Ethiker. Wenn Gnaden- und Almosenblick beherrschend ist, verwandelt es Bürger mit sozialen Rechten in bittstellende Untertanen. Christine sagt es so: „Dass ich jetzt nicht mehr wo hingehen muss für eine Beihilfe, für eine Unterstützung, nicht mehr betteln oder ansuchen zu müssen, das ist sehr viel wert. Das stärkt das Selbstwertgefühl unheimlich.“

Martin Schenk ist Sozialexperte der Diakonie, Mitbegründer der Armutskonferenz und Psychologe.

# „Gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe gehen oft Hand in Hand“

**M**aterielle Armut zieht oft auch eine soziale und kulturelle Armut nach sich. Die Politik ist gefordert, einerseits den Zugang zu kulturellen Dienstleistungen für alle zu ermöglichen und andererseits Kultur gegen Armut und soziale Ausgrenzung und für gesellschaftliche Teilhabe einzusetzen. Romana Beer sprach mit Ulrike Lunacek, Staatssekretärin für Kunst und Kultur, über ihre Pläne zur Förderung der kulturellen Teilhabe und zur sozialen Absicherung von Kulturschaffenden.

Im Regierungsübereinkommen von ÖVP und Grünen steht in Bezug auf das Sozialsystem, Ziel sei „sowohl die soziale Absicherung von durch Armut betroffenen Menschen als auch die Möglichkeit der Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben ohne Ausgrenzung und Diskriminierung“. Mit dem Kulturpass gibt es bereits ein flächendeckendes Angebot, das es Menschen, die es sich nicht leisten können, möglich macht, ins Museum oder Theater zu gehen. Er wird allerdings zu einem großen Teil durch Spenden von Privatpersonen und Unternehmen finanziert. Gibt es konkrete Pläne zur Förderung der „Teilhabe am kulturellen Leben“?

Der Kulturpass der Aktion „Hunger auf Kunst und Kultur“ ist ein starkes Instrument, das es Menschen in prekären

finanziellen Verhältnissen ermöglicht, am kulturellen und somit gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Als Kunststaatssekretärin freue ich mich daher, dass sich die Bundeskulturinstitutionen an der Aktion beteiligen und damit auch eine Vorbildrolle einnehmen. Da der Einsatz des Kulturpasses in jedem Bundesland und in den einzelnen Institutionen mitunter unterschiedlich gehandhabt wird, ist es mein Ziel, hier eine noch flächendeckendere und einheitlichere Struktur zu schaffen. Dafür werde ich auch bei der nächsten Landeskulturreferentenkonferenz im Mai werben.

Darüber hinaus werde ich mich dafür einsetzen, dass Kulturvermittlungsprojekte, wie beispielsweise Kultur-Transfair oder Kulturbuddys, die es zurzeit nur in

Wien gibt, auch in anderen Bundesländern angeboten werden. Ich werde auch die Erstellung einer App für das Angebot des Vereins „Hunger auf Kunst und Kultur“ finanzieren, die es den Nutzerinnen und Nutzern erleichtert, einen Überblick über das kulturelle Angebot zu erhalten. Es gibt aber nicht nur finanzielle, sondern auch soziale und emotionale Barrieren wie Bildung, soziale Herkunft oder Sprache. Diese Vermittlungsprojekte helfen dabei, Menschen in die Kulturinstitutionen zu begleiten und die Teilhabe dadurch zu erleichtern.

Wir wissen, dass gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe oft Hand in Hand gehen. Menschen, die sich grundsätzlich mehr im gesellschaftlichen Leben einbringen können, indem sie sich

beispielsweise in gemeinnützigen Vereinen oder in Bürgerinitiativen engagieren, weisen auch eine höhere kulturelle Beteiligung auf. Umgekehrt sind jene Menschen, die sich mit Kunst und Kultur beschäftigen, weniger von sozialer Exklusion betroffen. Deswegen ist es jedenfalls mein Ziel, so viele Menschen wie möglich von unserem großartigen und vielfältigen künstlerischen Angebot profitieren zu lassen.

Wie viel Gestaltungsspielraum wird das Staatssekretariat für Kunst und Kultur diesbezüglich haben? Wie sehen Sie der Zusammenarbeit mit dem ÖVP-geführten Finanzministerium entgegen? Oder ist das Thema Teilhabe am kulturellen Leben für Menschen mit Armutserfahrung ohnehin eher im Sozialministerium angesiedelt?

Mein Ziel ist es auch, über die Grenzen unserer jeweiligen Ministerien hinauszuschauen und interdisziplinär und vernetzt zu arbeiten. In Finnland werden Kunst- und Kulturprojekte unter anderem auch aus dem Sozial- und Gesundheitsbudget mitfinanziert. Dass sich Kunst und Kultur positiv auf das Wohlbefinden und die Gesundheit des Menschen auswirken, ist mittlerweile keine Neuigkeit mehr: Auch ein Bericht der WHO aus dem Jahr 2019 zeigt das sehr anschaulich. Beispielsweise kann Musik bei Kindern soziale Kompetenzen verbessern sowie zu einer Reduzierung von Stress, Hyperaktivität und Problemverhalten führen. All dies kommt wiederum der schulischen Leistung zugute, die in Folge den Weg zu einer guten Ausbildung ebnet. Dementsprechend stellt dies auch eine Möglichkeit dar, soziale Ungleichheit und Armut zu bekämpfen. Hier ist wiederum das Bildungsressort gefragt, dass die kulturelle Bildung und die künstlerischen Fächer stärken könnte. Außerschulisch gibt es ja hervorragende Projekte wie beispielsweise „Superar“, eine Initiative der Caritas, die Kindern, aus unterschiedlichem sozialem oder Herkunftshintergrund, einen kostenfreien Zugang zu einer musikalischen Ausbildung ermöglicht.

Es gibt heute bereits eine Vielzahl an Kunst- und Kulturprojekten, die an der Schnittstelle von Gesundheits- und Sozialversorgung arbeiten. Was es jedoch bislang nicht gibt, sind strukturelle Ansätze. Auch in der Forschung haben

wir diesbezüglich noch Nachholbedarf. Ich werde daher die vertiefte Zusammenarbeit mit meinem Kollegen Rudolf Anschober im Sozial- und Gesundheitsministerium suchen, um gemeinsame Projekte ins Rollen zu bringen.

Welche Priorität hat es überhaupt, Menschen, die arbeitslos sind oder ein geringes Einkommen haben, den Zugang zu Kunst- und Kulturangeboten zu ermöglichen – im Vergleich etwa zu leistbarem Wohnraum?

Hier geht es nicht um ein Entweder-oder, beides ist nötig! Menschen, die sich in finanziell prekären Verhältnissen befinden oder bereits in Armut leben, leiden oft sehr an ihrer Situation und dies erzeugt noch zusätzlichen Stress. Die Teilhabe an Kunst und Kultur kann diesem Stress entgegenwirken. Kunst und Kultur können helfen, Einsamkeit und Isolation zu bekämpfen. Durch soziale Eingebundenheit steigen auch die Chancen, Unterstützung und Hilfe für schwierige private Situationen zu bekommen und anzunehmen.

Durch den Kulturpass beispielsweise haben diese Menschen wieder einen Grund „rauszugehen“, sich mit anderen über den Inhalt eines Theaterstücks auszutauschen oder sich emotional von einem Konzert berühren zu lassen. Das ist gerade auch für Menschen in schwierigen Situationen unheimlich wichtig. Hier spielen Lebensqualität, Wohlbefinden, Chancen und Anerkennung eine wesentliche Rolle. Der Sozialexperte Martin Schenk formuliert es folgendermaßen: „Es geht jedenfalls darum, was Menschen haben – aber immer auch, was sie tun und sein können“ – das finde ich in diesem Kontext sehr passend.

Gegenüber Ö1 haben Sie gesagt, dass Sie Änderungen für eine bessere soziale Absicherung von Menschen, die unter prekären Umständen im Kulturbereich tätig sind, umsetzen wollen. Wie werden diese Änderungen konkret aussehen?

Es geht um eine faire Bezahlung der im Kulturbereich Tätigen, um ein modernes Urheberrecht mit einer angemessenen Vergütung der Urheberinnen und Urheber sowie um Planungssicherheit und soziale Unterstützung für Künstlerinnen und Künstler, wie etwa Maßnahmen gegen Altersarmut und Arbeitslosigkeit. Auch den noch immer vorhandenen ge-

schlechtsspezifischen Unterschieden in vielen kulturellen und kreativen Sektoren wie geringere Bezahlung oder der Unterrepräsentation von Frauen in Entscheidungsgremien sowie im Kunstgeschehen möchte ich entschieden entgegenwirken. Das erfordert zum einen Bewusstseinsarbeit, aber auch konkrete Maßnahmen.

Verschiedene internationale Instrumente, zu denen sich Österreich bekennt, wie beispielsweise die nachhaltigen Entwicklungsziele der Vereinten Nationen oder die UNESCO-Konvention zur kulturellen Vielfalt, ermutigen uns, hier aktiv zu werden. All diese Themen sind für mich auch zentrale Bestandteile einer künftigen Kunst- und Kulturstrategie.

Der Ökonom und Psychotherapeut Martin Schürz sagte unlängst in einem Interview mit der Wiener Zeitung, hohe Vermögensungleichheit bedeute noch nicht hohe Ungerechtigkeit. Will man beurteilen, wie gerecht ein Land ist, müsse man auch die Leistungen des Sozialstaats einbeziehen. Wie gerecht ist Österreich im Hinblick auf Kunst und Kultur?

Wir haben in Österreich ein sehr vielfältiges kulturelles Angebot und auch eine gute kulturelle Infrastruktur, vor allem in den Städten. Auch im ländlichen Bereich gibt es spannende Initiativen und Traditionen. Aber die Frage der Erreichbarkeit und Mobilität spielt hier sicherlich noch eine wichtige Rolle, auch dafür bedarf es eines Ausbaus des öffentlichen Verkehrs. Darüber hinaus sehe ich durchaus auch noch Potenzial hinsichtlich der Nutzung von vorhandener Infrastruktur. Hier denke ich beispielsweise an die Musikschulen, die vormittags leer stehen und besonders für ältere Menschen interessant sein könnten. Gerade für diese Zielgruppe bräuchten wir insgesamt mehr zielgerichtete Angebote.

Als grüne Politikerin stehe ich für einen sehr breiten Kulturbegriff. Kunst und Kultur sind wichtige Faktoren der sozialen Kohäsion. Ziel muss es sein, eine inklusivere Gesellschaft zu schaffen und ein Kulturangebot zu haben, von dem sich möglichst viele Menschen angesprochen fühlen.

Romana Beer ist Sprachwissenschaftlerin und arbeitet als freie Journalistin mit den Schwerpunkten Schule und Bildungspolitik sowie Sprachgebrauch in Politik und Medien.

# Bildung

## Sprungbrett aus der Armut?

**K**inder, die in prekären Verhältnissen aufwachsen, sind in Bildungseinrichtungen benachteiligt. Armut schränkt ihre Teilhabe- und Entwicklungsmöglichkeiten massiv und nachhaltig ein – nicht nur auf materieller Ebene, sondern auch durch die emotionalen, sozialen und kulturellen Folgen von Armut.

Bildung und Armut werden in Österreich „vererbt“. Dafür verantwortlich ist u.a. die starke Prägung der schulischen Bildungsprozesse durch die jeweilige Herkunftsfamilie und ihre Ressourcen. Rund acht von zehn Kindern aus Elternhäusern mit hohem Einkommen besuchen die Unterstufe einer AHS. Aus armutsgefährdeten Haushalten wechseln lediglich zwei von zehn Kindern an eine höhere Schule. Obwohl theoretisch möglich, zeigt die Bildungsforschung, dass einmal eingeschlagene Bildungswege sehr selten korrigiert werden. In Österreich werden bereits mit zehn Jahren die Weichen für die weitere Bildungslaufbahn gestellt. Für die im internationalen Vergleich sehr frühe Trennung der Kinder zwischen Gymnasien und Mittelschulen sind weniger ihre Fähigkeiten als vielmehr die Entscheidung der Eltern und Empfehlungen der Lehrer\*innen ausschlaggebend. Bildungsungleichheiten halten sich in Österreich auch deswegen so hartnäckig, weil Eltern

das Lernen ihrer Kinder sehr intensiv begleiten müssen und es wenige Plätze in Ganztagschulen gibt, die den Familien diese Arbeit abnehmen könnten. Nicht für alle Eltern ist diese intensive schulische Begleitung möglich.

Armut wirkt sich auf die Ernährung, Wohnqualität, Gesundheit, Kleidung, Lernressourcen und das Freizeitangebot von Kindern aus. Ist eine grundlegende Versorgung nicht gewährleistet, ist es für Kinder schwierig, sich unbelastet dem Lernen zu widmen. Unterstützungsangebote sind oft wenig bekannt oder werden u. a. aufgrund von Scham selten in Anspruch genommen. Auch Schulmaterial, Schulausflüge und außerschulische Aktivitäten wie Musikurse und Ferienreisen sind für benachteiligte Kinder kaum zu finanzieren. Sozialer Ausschluss in der Klassengemeinschaft und eingeschränkte soziale Kontakte sind ebenfalls Folgen der Kinderarmut.

### Defizite und kulturelle Entwertung

Die Schule verschärft teilweise die Perspektivenlosigkeit und die wenig hoffnungsvollen Zukunftserwartungen armutsgefährdeter Kinder. Denn die Mittelschichtorientierung der Schule entwertet systematisch Kenntnisse, Sprachen bzw. Sprechweisen und Fähigkeiten von Kindern, die sich erfolgreich durch Lebensumstände kämpfen, die von materiellem Mangel gekennzeichnet sind. Es ist deshalb kein Wunder, dass ein defizitorientiertes Schulwesen auf armutsgefährdete Kinder wenig ermutigend wirkt. Die Kinder können sich mit den Mittelschichtwerten der Schule und den häufig aus der aufsteigenden Mittelschicht stammenden Lehrpersonen wenig identifizieren. Beschämende und bevormundende Erfahrungen tragen dazu bei, dass formale Bildungssettings im Lebensverlauf gemieden werden.

Dabei zeigt die Forschung zu Bildungsaufstiegen, dass gerade ermutigende Lehrpersonen, die an die Fähigkeiten eines Kindes glauben und eine Brücke zwischen Bildungsinstitutionen und schulfernen Herkunftsmilieus bauen, oft den entscheidenden Unterschied für seine Bildungslaufbahn machen. Auch die autobiografischen Texte von Didier Eribon und Édouard Louis haben vielen Leser\*innen deutlich gemacht, dass Schulerfahrungen sowohl prekäre Lebensumstände verfestigen, als auch überschreiten können. Eine systematische Auseinandersetzung mit Klassismus in der Schule sowie der Verbindung von Klassismus und Rassismus, etwa in der Lehrer\*innenbildung, würde zumindest die kulturelle Dimension von Armut stärker ins Bewusstsein heben.

### Die Bildungsapanik vor der Problemschule

Neben der frühen Selektion, dem erlebten und verinnerlichten Klassismus sowie dem fehlenden Ausbau an Ganztagschulen in Österreich sind es auch die nachteiligen Lernumgebungen, die dazu führen, dass sich Armut stark auf den weiteren Bildungsweg auswirkt.

Schulkinder finden an ihren Wohnorten sehr unterschiedliche schulische Lernmöglichkeiten vor. Trotz Gleichheitsidealen versuchen Eltern der Mittelschicht häufig, die eigenen Kinder gezielt in jenen Schulen unterzubringen, die für ihre Ausbildungsqualität bekannt sind und die besten Aufstiegschancen versprechen. Armutsbetroffene Kinder sehen solche Schulen eher selten von innen. Die Bildungsapanik der Mittelschichteltern trägt dazu bei, dass manche Schulen mit gutem Ruf aus vielen Schulanmeldungen die besten Kinder auswählen können, während die sogenannten Problemschulen gerne gemieden werden. Dabei ist in der Bildungsforschung schon länger bekannt, dass in gemischten Klassen alle Kinder besser lernen.

Klassismus und Bildungsbenachteiligung verstärken sich an Schulstandorten mit wenigen Ressourcen. Ist die Konzentration von armutsgefährdeten Kindern an einer Schule hoch und haben sehr viele von ihnen einen hohen Förderbedarf, kann diese Schule nicht so funktionieren, wie sie es gewohnt ist. Heterogenität in der Klasse und fehlende Unterstützung der Familien sind für Lehrpersonen und den traditionellen Schulunterricht ein Problem. Benachteiligte Schulen bräuchten mehr finanzielle Mittel, um zusätzliche Förderangebote einzurichten und pädagogisches Unterstützungspersonal einzustellen.

Bislang werden die Herausforderungen der Standorte bei der Schulfinanzierung jedoch nicht berücksichtigt. Als Folge erreichen strukturell benachteiligte Schüler\*innen an diesen Schulen deutlich seltener die Grundkompetenzen in Deutsch, Lesen oder Mathematik. Dabei zeigen Erfahrungen aus anderen Ländern, dass Schulleistungen mit einer bedarfsorientierten Schulfinanzierung nachweislich verbessert werden können.

### Die Testindustrie wird es richten ...

Die geplanten standardisierten Leistungstests, die in Zukunft bereits im Alter von neun Jahren zum Einsatz kommen und den weiteren Bildungsweg der Kinder „leistungsbasiert“ vorhersagen sollen, werden nicht zu mehr Bildungsgerechtigkeit beitragen, wie die Forschung in anderen Ländern gezeigt hat. Zentrale Tests machen zwar individuelle Leistungsunterschiede sichtbar; die Nachteile eines Lebens in Armut, geringe schulische Förderung und strukturelle Ungleichheiten aber nicht. Kinder in benachteiligten Klassenlagen sind im Durchschnitt in den formalen Grundkompetenzen Lesen, Schreiben und Rechnen schlechter als sozioökonomisch und kulturell privilegierte Kinder. Das ist bekannt – und wird in Zukunft den einzelnen Kindern und ihren Familien als individuelle

Prognose für den weiteren Bildungsweg mitgegeben. Warum das so ist und welche kulturellen Kompetenzen armutsgefährdete Kinder statt Lesen gelernt haben, darüber erfahren wir auch durch die neuen „Kompetenzmessungen“ nichts. Sie verfestigen lediglich den Klassismus: Arme gelten als ungebildet und faul und es scheint, als müssten diese Kinder und ihre Familien durch besondere Druck- und Kontrollmaßnahmen zu mehr Bildung verpflichtet werden.

### Schützt Bildung wirklich vor Armut?

Personen ohne (Berufs-)Bildung nach der Pflichtschule sind mit 22 Prozent doppelt so häufig von Armut betroffen als andere. Der Schluss, dass Bildung vor Armut schützt, ist aber nur teilweise zutreffend. In den letzten Jahrzehnten erreichen generell immer mehr Menschen höhere Bildungsabschlüsse. Daher werden niedrig qualifizierte Jobs zunehmend mit Personen besetzt, die früher als überqualifiziert gegolten hätten. Die Erzählung, dass mit Bildung Armut verhindert wird, stimmt nur auf der individuellen Ebene. Denn wenn die einen in mehr Bildung investieren, verlieren jene, die im „Bildungswettlauf“ abgehängt werden.

Letztlich sind es die am meisten strukturell benachteiligten Bevölkerungsgruppen, die aufgrund von Armut, Diskriminierung am Arbeits- und Wohnungsmarkt, Nichtanerkennung ausländischer Abschlüsse oder der Entwertung ihrer Erstsprachen Bildungsbenachteiligung erfahren und jene schlecht bezahlten Jobs annehmen (müssen), von denen andere Gruppen mit mehr Privilegien versuchen, sich durch Bildungsaufstiege zu entfernen.

Mindestens ebenso viel, wie Bildung vor Armut schützt, führt Umverteilung zu Bildungsgleichheit – bleibt nur die Frage, wo man beginnt.

Barbara Rothmüller ist Soziologin, Social-Justice-Trainerin und wissenschaftliche Projektmitarbeiterin an der Sigmund-Freud-Universität Wien.

Philipp Schnell ist Soziologe und arbeitet in der Abteilung Bildungspolitik der AK Wien.

# Ethisch investieren

Was unterscheidet investieren von sparen? Vermögen sind ungleich, aber breit verteilt; der Großteil der Menschen in Österreich verfügt über ein gewisses Geldvermögen – und da es keine absolute Untergrenze gibt, ab dem ein planvoller Umgang damit erst Sinn machen würde, könnten die meisten investieren.

Mit „Investition“ meine ich einen selbstbewussten, planvollen und zielorientierten Einsatz von Geld. Mit Sparbüchern, Lebensversicherungen, Vorsorgekassen wird die Verfügungsmacht an andere delegiert. Die Eigentümerin hat keinen Einfluss darauf, was mit dem Geld an Werten gekauft wird. Das ist also bloßes Sparen. Hingegen gibt es verschiedene Instrumente, um selbst zu bestimmen, worin und wie investiert wird. Weil es die leichteste verfügbare Form ist, befasse ich mich hier mit Investmentfonds. Ethisches Investieren heißt dann neben finanziellen Kriterien auch ökologische, soziale oder politische Kriterien einzusetzen. Ich erzähle die Geschichte von ethischem Investieren, wie ich sie in den letzten 20 Jahren erlebt habe und beschreibe den aktuellen Stand.

## Die Vorgeschichte

Die ersten ethischen Fonds waren *religiöse*; die Abgrenzung von konventionellen Fonds erfolgte über Ausschlüsse von Branchen oder Geschäftstätigkeiten, die als „anstößig“ empfunden wurden – das hieß und heißt bis heute, dass diese Fonds nicht in Unternehmen investieren durften, die mit Prostitution, Verhütung, Waffen, Alkohol oder Glücksspiel Geschäfte machten.

In den 1980er Jahren kamen *ökologische* Fonds auf, die vorerst in Alternativenergie investierten, später

– weiter gefasst – in *Umweltechnik*. Der Fokus lag auf positiv besetzten Themen oder Branchen. In den letzten Jahren wurde der Begriff *climate change* bestimmend, und eine breite Palette an Branchen als Zielinvestment *investabel*. Und obwohl die aktuellen Begriffe für diese Umweltfonds vielfältig sind, sind die Investmentkonzepte quer durch die Fondsgesellschaften relativ ähnlich. Darüber hinaus gab es weitere Branchenfonds, die als *ökologisch* beworben wurden, etwa Wald- und Forstwirtschaft.

In den frühen 2000er Jahren wurden *nachhaltige* bzw. *sustainable* Fonds populär; sie nutzten einerseits die oben erwähnten Ausschlusskriterien, erweiterten diese aber um einen *Best-in-Class-Ansatz*: Für jede Branche wurden jene Unternehmen gewählt, die Umweltaspekte am besten berücksichtigten. Damit ging aber auch eine Verwässerung einher, die Zielunternehmen waren selten als „ökologisch“ erkennbar. In dieser Phase etablierten sich eigene Ratingagenturen, die Firmen nach Nachhaltigkeitskriterien bewerteten; Fondsgesellschaften konnten von diesen Agenturen entsprechende Listen kaufen, ohne selbst die Ressourcen für solche Analysen aufbauen zu müssen; das bestimmte die weitere Entwicklung maßgeblich, weil es dadurch einfach wurde, einen – scheinbar – nachhaltigen Fonds aufzulegen.

## Die aktuelle Landschaft

In den 2010er Jahren kam das Konzept des *ESG (environment, social and governance)* auf – eine nützliche Weiterentwicklung des *sustainable* Fonds, weil damit festgelegt wurde, dass alle drei Dimensionen, also sowohl die ökologische als auch die soziale und die „gute Geschäftsführung“, berücksichtigt werden müssen. Die Bedeutung von *governance* ist mehrfach: Bezogen auf Unternehmen meint sie gute Geschäftsführung im Sinne des „ehrlichen Kaufmanns“; bezogen auf Staaten meint sie Unabhängigkeit der Institutionen (Gerichte, Notenbanken) und Menschenrechte. Mit *ESG* liegt somit ein Bezugsrahmen vor, der sowohl auf Unternehmen als auch auf Staaten angewendet werden kann.

Das ist bedeutsam, weil Staatsanleihen einen großen Anteil des Kapitalmarktes ausmachen. Es ist auffallend und nicht rational begründbar, wieso sich die Debatte um ethisches Investieren immer auf Aktien konzentriert, obwohl diese eine geringere Gewichtung am Kapitalmarkt haben als Anleihen. Entsprechend dieser Vernachlässigung gab es die längste Zeit nur wenige ethische Anleihefonds; das ändert sich gerade mit Fonds, die Staatsanleihen (auch aus Schwellenländern) nach ESG-Kriterien auswählen, und vor allem der neuen Kategorie der „green bonds“.

Ein wichtiger Beitrag von ESG war, dass immer mehr Fonds die ESG-Kriterien nicht als dem Ökonomischen äußerliche moralische Dimension verstanden, sondern als integralen Aspekt „guten Wirtschaftens“.

In den letzten drei Jahren entstanden schließlich *Impact-Investing-Fonds*; sie suchen Unternehmen, die die *Welt verbessern*. Die Definition von Weltverbesserung, die alle Fonds als Richtschnur nehmen, sind die Nachhaltigkeitsziele der UNO (UNSDG), die einen global anerkannten ethischen Bezugsrahmen darstellen. Die Fonds operationalisieren diesen Rahmen, in dem sie investierbare Ziele auswählen, interpretieren, wie Unternehmen einen Beitrag zu deren Erreichung leisten können und dann Unternehmen auswählen, die sowohl in ethischer als auch finanzieller Hinsicht geeignet sind. Ein Beispiel: Wesentlich für den Aufstieg aus Armut ist *empowerment*, also die Ermächtigung zu selbständigem wirtschaftlichem Handeln und hierfür wiederum ist *financial inclusion*, also der Zugang zu Finanzdienstleistungen, eine entscheidende Bedingung; somit ist eine indische Bank, die Hypothekarkredite an ländliche Familien vergibt, ein Zielinvestment. [Grafik UNSDG – *empowerment* | auf Seite 20 | links]

Eine bedeutsame Konsequenz dieses Ansatzes ist, dass die Auseinandersetzung des Fondsmanagements mit den Unternehmen intensiviert wird. Der *impact*, die positive Wirkung der Geschäftstätigkeit, muss gemessen werden. Er ergibt sich nicht aus der Bilanz, sondern es müssen eigene Kriterien und Berichte dafür entwickelt werden. Aus dieser je spezifischen Auseinandersetzung mit Unternehmen entstehen dann auch deutlich aussagekräftigere Berichte des Fondsmanagements an die Investor\_innen.

Daraus resultiert auch das sogenannte *engagement*, also die aktive Einflussnahme der Fondsmanager auf die Unternehmen, um deren Nachhaltigkeit zu intensivieren. Auch bei ESG-Fonds gibt es solche, die auf das Unternehmen einwirken. Hierin liegt ein deutlicher Unterschied zu jenen Fondsgesellschaften, die bloß Nachhaltigkeitsratings von externen

Agenturen zukaufen und somit weder das Verständnis noch die Ressourcen haben, um auf das Management von Unternehmen einzuwirken.

## Andere Traditionen

Relativ unabhängig von der bisher beschriebenen Entwicklung gibt es seit langem eine Art des Investierens, die im Englischen als *stewardship* bezeichnet wird; im Deutschen würde der Begriff „Treuhänder“ dieses Rollenverständnis ausdrücken. *Governance*, also die Transparenz und kaufmännische Redlichkeit der Geschäftsberichte, ist ein entscheidendes Kriterium. Ziel ist immer ein langfristiger Geschäftserfolg; für diesen werden die ESG-Kriterien eingesetzt: Ökologisches Fehlverhalten produziert unkalkulierbare Risiken (Beseitigung von Umweltschäden, Haftungskosten); schlechte soziale Werte (Umgang mit Mitarbeiter\_innen und der Gemeinschaft) haben langfristig negative Auswirkungen auf den Geschäftserfolg.

Seit Jahrzehnten gibt es *Mikrokreditinvestitionen*, in Österreich vor allem über einen Verein verfügbar, eingeschränkt auch als Investmentfonds. In gewisser Weise stellt das die Urform des *impact investments* dar, weil hier Kapital zur Verfügung gestellt wird, um eigenständig aus der Armut zu gelangen, also der *impact* im Vordergrund des Investierens steht.

## Eine Welt im Wandel

Die Zunahme ethischer Fonds ist nicht isoliert; auch die Unternehmen ändern sich. Ein aktuelles Beispiel ist das viel beachtete Programm von Microsoft, innerhalb von zehn Jahren *CO2-negativ* zu sein. Ich halte es für bemerkenswert, was für ein klar formuliertes und vor allem messbares Programm das ist. Bezüglich Umweltschutz sind profitorientierte Unternehmen derzeit in vielerlei Hinsicht fortschrittlicher und radikaler als Regierungen.

Was wenig beachtet wird, ist der Wandel der Finanzindustrie. Im englischsprachigen Raum ist die *global financial crisis* von 2008 immer noch Thema und deren Reflexion hat zu einem veränderten Verständnis von

Funktion und Verantwortung der Finanzindustrie geführt. Ein Indiz dafür, wie Nachhaltigkeit die Fondsinindustrie beeinflusst, ist ein soeben veröffentlichter Brief des Chefs von Black Rock, der größten Fondsgesellschaft der Welt. In diesem ermahnt er die Vorstände aller Firmen, transparenter und umfassender über die Nachhaltigkeitsbilanz ihrer Unternehmen zu berichten – andernfalls werde Black Rock an allen großen Unternehmen einen substantziellen Anteil besitzt, ist das eine ernst zu nehmende Drohung.

Die Abwägung von Chancen und Risiken ist die zentrale Funktion der Finanzmärkte und bestimmt die Allokation von Kapital: „Climate risk is investment risk“ und die globalen Anstrengungen im Klimaschutz schaffen wirtschaftliche Chancen. Der Zusammenhang von Klimawandel und Finanzmärkten scheint mir daher substantziell und inhärent.

Die Etablierung von Ethik in den Fondsgesellschaften hat auch demografische Ursachen: Frauen und Jüngere haben höhere ethische Ansprüche. Sowohl als Investor\_innen als auch als Mitarbeiter\_innen bewirken sie einen Wandel. Je jünger und weiblicher die Fondsgesellschaft, desto eher ethisch. Und umgekehrt, je ethischer die Fondsgesellschaft, desto eher nehmen Jüngere und Frauen wichtige Funktionen ein.

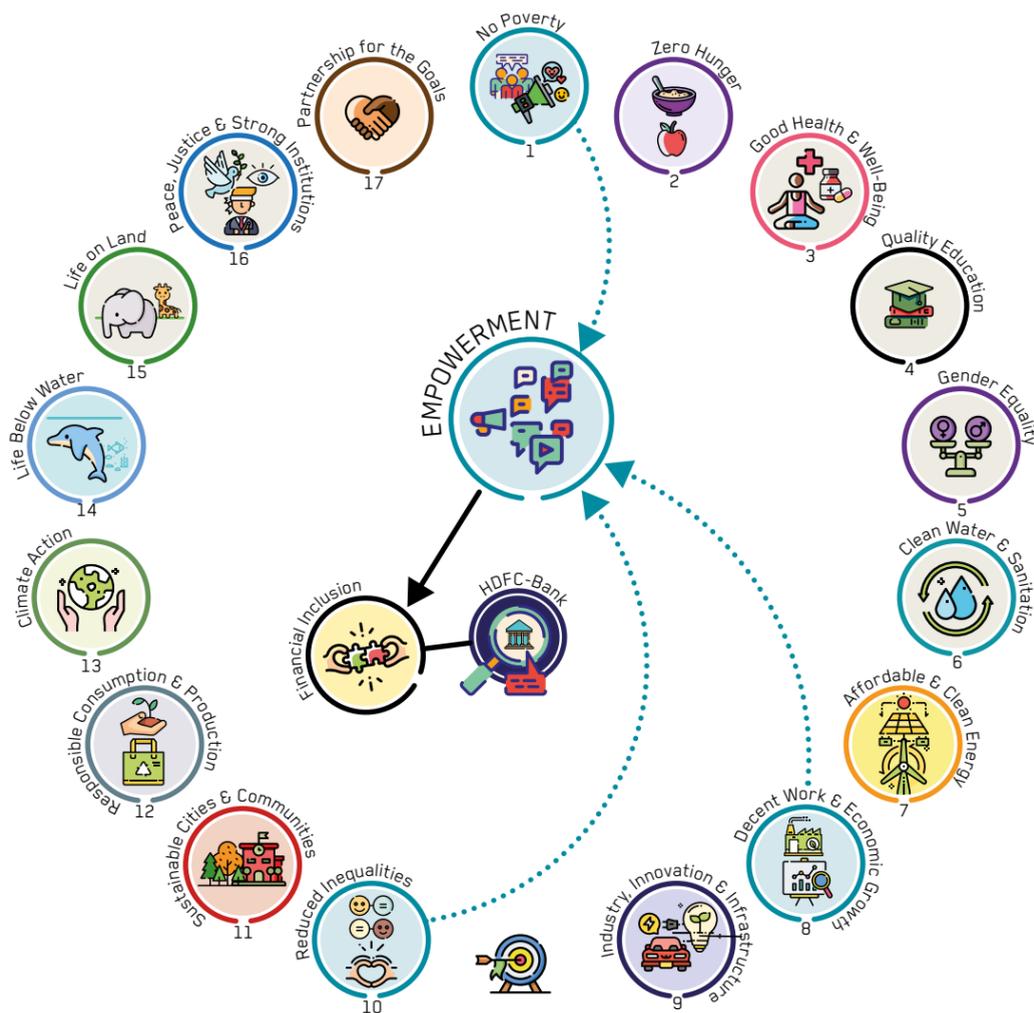
## Ausblick

Durch die rasante Ausweitung des Angebots in den letzten Jahren haben mündige Konsument\_innen – also Investor\_innen – eine breite Palette von Angeboten aller Risikokategorien zur Verfügung, wodurch diversifizierte Portfolios gestaltet und die Gesamtheit von Investmentzielen umgesetzt werden können.

Investor\_innen haben grundsätzlich zwei Möglichkeiten:

Wer sein Geld „sauber“ verdienen will, wird durch die Ausschlusskriterien aller nachhaltigen Fonds zufrieden gestellt; die jeweiligen Kriterien sind leicht zugänglich, daher können die dem jeweiligen ethischen Empfinden angemessensten mit wenig Aufwand

# Partizipation und Kooperation im Supermarkt



## Sustainable Investment League Ranking 2018

- ① Indonesien
- ② Indien
- ③ China
- ④ USA
- ⑤ Thailand
- ⑥ Südafrika
- ⑦ Brasilien
- ⑧ VAE
- ⑨ Chile
- ⑩ Taiwan
- ⑪ Portugal
- ⑫ Schweden
- ⑬ Italien
- ⑭ Australien
- ⑮ Schweiz
- ⑯ Polen
- ⑰ Niederlande
- ⑱ Frankreich
- ⑲ Dänemark
- ⑳ Österreich
- ㉑ Großbritannien
- ㉒ Spanien
- ㉓ Russland
- ㉔ Deutschland
- ㉕ Belgien

Quellen: Auswahlprozess dargestellt frei nach UN SDG und AB sustainable research portfolio, Current Strategy and Review, 30.6.2018 [www.alliancebernstein.com/links/] [Schröders Global Investor Study 2018 (rechts)] Grafik: **stimme**

recherchiert werden. Bezüglich dieser Gewissensberuhigung stehen inzwischen auch kostengünstige ETFs (*exchange traded funds*) zur Verfügung. Wer ethisches Handeln hingegen als konstruktiven Prozess versteht und nicht als jenen Rest, der übrig bleibt, wenn alles „Böse“ oder Verbotene unterlassen wird, findet in den aktiven Fonds, die Konzepten wie *impact investing* oder *stewardship* folgen, geeignete Geschäftspartner.

Die Erwartung, dass irgendeine Etikett eine Garantie für „Ethik“ wäre, ist naiv; mehr noch, sie ist kontraproduktiv: Ethisches Investieren ist eben auch und vor allem eine Einladung an Investor\_innen, sich mit ihren Investments intensiver und in einem offenen Prozess ständigen Dazulernens auseinanderzusetzen.

### Schwellenländer

Der derzeit spannendste Bereich für ethisches Investieren sind *Schwellenländer*; das bisherige Angebot

an ethischen Fonds investiert vorwiegend in Nordamerika und Europa, d. h. die aufstrebenden Volkswirtschaften werden eklatant untergewichtet. Laut den aktuellsten Zahlen des IMF machen die Schwellenländer bereits 60 Prozent der globalen Wirtschaftsleistung aus – sind in den globalen Aktienindices aber nur mit knapp zehn Prozent gewichtet.

Menschen in Europa sehen die Welt immer noch bipolar: hier die reichen Industrienationen, dort der arme Rest der Welt. In den letzten 40 Jahren, vor allem aufgrund des Aufstiegs Asiens, hat sich das aber völlig geändert: Die globalen Einkommen sind inzwischen in einer Glockenkurve verteilt. Die Einkommensunterschiede *innerhalb* der Staaten haben zugenommen, jene *zwischen* den Staaten aber abgenommen. Mit dieser Entwicklung geht aber auch einher, dass Investitionen aus den Schwellenländern immer größere Bedeutung haben und somit deren jeweilige Investmentkulturen. Die Umfrage einer englischen Fondsgesellschaft hat ergeben,

dass für Investor\_innen in Schwellenländern, vor allem in Asien, ethische Aspekte tatsächlich einen höheren Stellenwert haben als für europäische. [Grafik Sustainable Investment League / oben rechts]

Das kann zumindest als Anregung dienen, sich mit ethischen Vorstellungen in anderen Weltgegenden auseinanderzusetzen. Den Spitzenplatz Indonesiens erklären die StudienautorInnen mit der Nachfrage nach schariakonformen Fonds. Eine Studie hat kürzlich aufgezeigt, wie hoch die Parallelen zwischen *ESG-Investing* und *islamic finance* sind; deren zentrale Punkte – Zinsverbot und Risikoteilung – scheinen erstaunlich zeitgemäße Elemente einer neuen Investment-Ethik zu sein. Ethisches Investieren heißt, ständig zu lernen – nicht nur über das Investieren, sondern auch über die Ethik.

Georg Tillner CFA. Studierter Historiker, ehemals Film- und Sozialwissenschaftler, seit 1998 in der Investmentbranche. Quellenangaben zu diesem Text unter: [www.contor.at](http://www.contor.at)

Vorneweg ein kurzer historischer Exkurs: Der Name Supermarkt leitet sich aus den englischen Wörtern „super“ und „market“ ab. Im Jahre 1930 eröffnete die amerikanische King-Kullen-Kette in New York in einer ehemaligen Autowerkstatt den ersten Selbstbedienungsladen mit einem über mehrere Abteilungen reichenden Komplettangebot an Lebensmitteln.

### Supermarkt: die Hochstapler und Preis-Abwracker

Das Motto des selbsternannten Preis-Abwrackers war es, die Waren „hoch zu stapeln und zum Niedrigpreis zu verkaufen“.

In Österreich dauerte es bis ins Jahr 1950, ehe der, mittlerweile wieder fast vergessene, KONSUM in Linz einen ersten Selbstbedienungsladen aufsperrte und damit hierzulande zum „Hochstapeln“ ansetzte. Es dauerte

allerdings noch bis 1964, bis der erste Konsum- bzw. Supermarkt aufsperrte. Der KONSUM Österreich selbst wurde dann 1978 aus dem Zusammenschluss der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts entstandenen zahlreichen Konsumgenossenschaften oder Arbeiterkonsumvereinen gegründet. Diese waren eine der zentralen Säulen der Arbeiter\*innenbewegung. Sie ermöglichten weiten Teilen der Bevölkerung einen leistbaren Zugang zu Lebensmitteln und schützten Konsument\*innen gegen steigende Preise und unlautere Verkaufspraktiken. Für die landwirtschaftlichen Genossenschaften waren sie wichtige Partner. Dies zeigt sich beispielsweise daran, dass in der Nachkriegszeit die Lagerhausorganisation gute geschäftliche Beziehungen mit KONSUM unterhielt und darauf geachtet wurde, das Gebiet des Einzelhandels nicht zu betreten. Selbst Dollfuß unterließ die gänzliche Zerschlagung der

Konsumgenossenschaften in Österreich. Mit dem Aufstieg und Fall des KONSUM Österreich fand dieses Kapitel leider einen traurigen Ausgang und der Ausgleich des „roten Riesen“ KONSUM im Jahre 1995 kann heute wohl als Anfang des schleichenden Niederganges der Sozialdemokratie interpretiert werden. Nichtsdestotrotz findet die Idee der wirtschaftlichen Kooperation noch immer zahlreiche Anhänger\*innen. Beispiele aus den USA und Frankreich lassen uns Hoffnung schöpfen, mit Konsumgenossenschaften einen neuen Schritt hin zu einem fairen Ernährungssystem unternehmen zu können.

### Nur wer es sich leisten kann, kann die Welt retten

Die Geschichte des KONSUM in Österreich ist für viele Menschen heute schon unbekannt. In der Welt des Einkaufens haben sich drei

Supermarktketten eine Vormachtstellung in Österreich gesichert und kontrollieren über 90 Prozent des Marktes. Alle drei Ketten sind auch groß im Geschäft von Bio- und Fair-Trade-Produkten. In der öffentlichen Debatte wird der Griff ins Supermarktregal als zentrale Lösung für fast alle gesellschaftlichen Herausforderungen und Probleme erklärt. Bio sollen die Lebensmittel sein und aus regionaler Herkunft oder sie sollten ein Fair-Trade-Siegel tragen. Jene, die es sich leisten können, werden damit zu Retter\*innen des Planeten, und die anderen – eben nicht.

Dass wir Probleme wie die Klimakrise und menschenunwürdige Arbeitsbedingungen nicht individuell lösen können, erscheint völlig klar und einleuchtend. Dennoch wird die individuelle Entscheidung, anders einzukaufen, immer noch als zentrale Lösungsstrategie für beinahe jedes Problem in der Landwirtschaft verkauft – vom Klimaschutz bis zum Bauernsterben: Der Konsument soll entscheiden.

### Von internationalen Erfolgsmodellen lernen – die Park Slope Food Coop

Die Welt des Einkaufens durch kooperative und partizipative Supermärkte zu verändern, ist in Österreich noch weitgehend unbekannt: Projekte in anderen Ländern zeigen aber, dass es hier viele neue soziale und ökonomische Lösungsansätze gibt. Die Park Slope Food Coop (PSFC) besteht seit mehr als 45 Jahren und betreibt als Genossenschaft mit 17.000 Mitgliedern eine Supermarktfiliale in Brooklyn, New York, mit einem Jahresumsatz von über 65 Millionen Dollar. Wer sie besucht, erlebt diesen Supermarkt als eine große, quirlige, funktionierende Gemeinschaft.

Voraussetzung für den Einkauf ist eine Mitgliedschaft, die sich nach der Höhe des Einkommens richtet und zwischen 10 und 100 Dollar beträgt. PSFC ist eine „Mitarbeitskooperative“ – das bedeutet, dass neben den 60 Angestellten jedes

Mitglied alle vier Wochen genau zwei Stunden und 45 Minuten unbezahlte Arbeit einbringt und sich von dieser nicht freikaufen kann: Käse aufschneiden, Regale einschichten, sauber machen, Lieferungen entgegennehmen; etwa 75 Prozent der anfallenden Arbeiten werden von den Mitgliedern erledigt, die gleichzeitig auch Eigentümer\*innen sind. Die Arbeitseinsätze sind in fixen Teams organisiert, die sich alle vier Wochen zur selben Zeit am selben Ort treffen. Dadurch wird natürlich einiges an Personalkosten eingespart, was wiederum über niedrigere Preise für die angebotenen hochwertigen Lebensmittel den Mitgliedern zugute kommt.

Dieses Konzept der Eigentumsbeteiligung leistet jedoch noch viel mehr, als gutes Essen für alle anzubieten. Die PSFC ist eine lebendige Institution, in der sich durch das regelmäßige Zusammenarbeiten in Teams Menschen kennenlernen, die sonst nur hintereinander an der Kassa stünden. Es entsteht ein Rahmen dafür, miteinander in echten Kontakt zu treten und Gemeinschaftsgeist zu entwickeln – denn letztendlich haben alle ein Interesse daran, „ihren“ Betrieb gedeihen zu sehen. Man kann es sich vielleicht wie ein soziales Gesamtkunstwerk vorstellen.

Die angebotenen Produkte reichen von konventionell bis biologisch, von Übersee bis regional und werden nach den Kriterien Bio, Regionalität, Gesundheit, Fair Trade, Geschmack, aber eben auch dem Preis ausgewählt. Im Eingangsbereich des Supermarkts liegt ein Buch, in dem sich alle Mitglieder Produkte wünschen können. Im Regal bleiben jedoch nur jene Produkte, die auch regelmäßig gekauft werden. Die PSFC möchte kein Club von „guten Einkäufer\*innen“ sein, sondern möglichst vielen Menschen eines Stadtviertels den Zugang zu regionalen, gesunden und biologischen Produkten eröffnen. Alle sind willkommen, nicht nur diejenigen, die es sich leisten können. So gelingt es beispielsweise, biologisches Gemüse günstiger anzubieten als konventionelle Ware im

kommerziellen Supermarkt nebenan. Damit steigt die Motivation für jene, die aufs Geld schauen müssen: Es wird leistbar, die eigenen Konsummuster zu verändern, und dennoch erhebt niemand den moralischen Zeigefinger und bestimmt, wie man einkaufen soll.

Für „La Louve“, einer Kooperative in Paris, die nach dem New Yorker Vorbild gegründet wurde, steht Zusammenarbeit und Teilhabe an erster Stelle. Als Standort haben sie daher ein Stadtviertel gewählt, in dem auch viele Migrant\*innen oder Menschen mit niedrigem Einkommen leben. Das Modell dieser Kooperativen ist keine Lösung für alle Probleme in der Landwirtschaft, bildet jedoch einen wichtigen Puzzlestein in der Landkarte der Versuchslabore für ein Wirtschaften der Zukunft.

### Ein partizipativer Supermarkt für Wien?

Wie so oft, dauerte es ein wenig länger, aber nun hat auch Wien seine Initiative für einen genossenschaftlich organisierten Supermarkt namens „Mila“. Seit der Vereinsgründung Ende Jänner 2020 arbeitet eine Gruppe Engagierter an den ersten Schritten hin zu einem Supermarkt nach dem Vorbild der PSFC.

Es gilt nun, diesen Verein mit Leben zu füllen, weitere Mitglieder zu gewinnen, Arbeitskreise zu gründen, Veranstaltungen zu organisieren und viele Menschen für das Projekt zu begeistern. Dafür können wir jede Unterstützung brauchen!

Bei Interesse meldet euch unter:

[mitmachen@mila.wien](mailto:mitmachen@mila.wien).

Park Slope:  
<https://www.foodcoop.com>  
Film über Park Slope:  
<http://foodcoop.film>  
SuperCoop Berlin:  
<http://supercoop.de>

Julianna Fehlinger, Geschäftsleiterin der ÖBV-Via Campesina Austria und Teil der Initiative Mila.  
David Jelinek, Vorstandsmitglied der ÖBV-Via Campesina Austria, karenzierter Kollektivbauer und Teil der Initiative Mila.

# Nobel oder Wenn das Publikum zurückschimpft



Wahrhaftig, wir leben im Zeitalter der Politik der Gefühle. Eines der ganz großen Gefühle, welche die Welt jüngst erschütterten, entsprang der Entscheidung des Nobelkomitees, den Literaturpreis 2019 dem österreichischen Autor Peter Handke zu verleihen. Während der medial geschürten Schlacht der Gegner-Empörungen und Anhänger-Affekte bekam man leicht den Eindruck, unsere altersmüde Erde werde an keiner anderen Last zerfallen als an Handke. Dann allerdings flaute das Gerede genauso schnell ab, wie es aufgekommen war.

Ich werde hier freilich nicht über den „Großen Fall“ Handke schreiben – das ist Schnee vom vergangenen Jahr. Das Thema hat allerdings Aspekte, die über ihn und den Nobelpreis hinausweisen.

### Tennis der Standpunkte

Zunächst: Worum ging es bei der „Handke-Querele“? Um ein erklärtes

Genie, das nicht nur liebenswürdig Verrücktes wie das ständige Herumflücken an den eigenen Hemden, sondern wohl etwas politisch-moralisch Verwerfliches getan hat, und das in Serie. Trotzdem bekam er nun den Literaturnobelpreis verliehen. So tobte im vergangenen Herbst gefühlte vierzig Wochen lang ein mediales Tennisfinale, das beim Zuschauen Verspannungen im Schulter-Genick-

Bereich verursachte: „Handke böse, seine Literatur ok“ schlug auf, wurde retourniert von „Handke egal, seine Literatur genial“; Tie-Break bei „Handke böse, seine Literatur muss auch böse“, Vorteil durch Gegenrückhand „Handke machte Fehler, hat aber auch darüber geschrieben“ etc. Was da in Endlosschleife öffentlich verzehrt wurde, wie weiland die Leber des armen Prometheus, war



indes nicht allein das Einzelbeispiel: ob nämlich dieser von Kritik und Fachhochgelobte, von Betroffenen und moralisch Empörten jedoch abgelehnte Bleistiftschreiber justament *den* Preis bekommen dürfe, der die Aufnahme ins literarische Pantheon gewährt. Hinter Handkes Fall lauert eine grundlegendere Frage, die öfter Gegenstand öffentlicher Debatten ist und eine Bruchlinie durch die kulturpublizierenden wie -konsumierenden Bevölkerungsschichten zieht. Sie lautet: Kann das Werk einer öffentlich bekannten Person von ihrem politischen oder moralischen Handeln getrennt werden?

Die Frage ist freilich weder neu noch originell. Sie wird von Musik bis Fußball in allen Promi-Bereichen gestellt. Handkes Fall ist eher Anlass, und es gab schon viele solcher literarischen Anlässe, nur aufgehängt an andere Namen: Martin Heidegger, H.G. Wells, Paul de Man, Patricia Highsmith, Knut Hamsun oder Louis-Ferdinand Céline. Sie alle wurden dem öffentlichen Urteil unterzogen anhand derselben Frage: Soll/darf man die (etwa nationalsozialistischen, antisemitischen, misogynen, rassistischen ...) „Entgleisungen“ dieser Promis von ihren Werken trennen? Darauf gibt es ja faktisch auch nur zwei Antworten: ja oder nein. Ich will sie mir beide näher ansehen.

### Ja oder nein zur Trennung

Zum Ja-Standpunkt: Handke hat kärntnerslowenische Vorfahren. Insbesondere das Leben (und der Selbstmord) seiner slowenischen Mutter und deren Brüder, die im

NS-Krieg fürs „Vaterland“ starben, spielt laut Rezeption eine Schlüsselrolle in seinem literarischen Schaffen (ebenso jüngst in seiner Nobelrede). Dementsprechend wurden diese autobiografischen Informationen bei der Werkanalyse stets mit erwähnt und reflektiert. Nun: Ist das Persönlich-Biografische dort, wo es um das Kanonisierte geht, hui, aber da, wo man eine Grabrede auf Milošević hält, pfui? Wenn – wie einst angekündigt – „der Autor tot ist“ und nur mehr das Werk von Interesse, warum dann die ständige Suche nach biografischen Hinweisen zum besseren Verständnis des Werkes? Und wer entscheidet darüber, welcher Hinweis herangezogen muss und welcher ruhig übersehen werden darf?

Sollen wir etwa die politische „Schlagseite“ von Martin Heidegger, diesem grunddeutschen Lord Byron unter den „unpolitischen“ Denkern, als Bestandteil seiner Suche nach tieferer Wahrheit betrachten, wie dies gerade auch in Bezug auf Handke gefordert wird? Seyn oder Nichtseyn als eine Frage hermeneutischer Beliebigkeit?

Seien wir uns doch ehrlich! Wenn dem so wäre – warum sind dann die meisten von uns mit den Konsequenzen der #metoo-Kampagne einverstanden? Dass nämlich eine Reihe von Filmemachern, Schauspielern und Produzenten aufgrund ihrer sexuellen Übergriffe aus Serien und Filmen hinausgekickt oder wohl für immer zu *Personae non gratae* erklärt wurden. Hätten wir da auch sagen sollen: Sie waren auf der Suche nach einer tieferen cineastischen Wahrheit? Oder: Sie haben aber solche Probleme in ihren Filmen kritisch thematisiert?

Zum Nein-Standpunkt: Dass Leben und Werk nicht voneinander zu trennen sind, wird auf unterschiedliche Weise behauptet. Neben dem politischen und moralischen Aspekt, der durch den erwähnten #metoo- oder den Handke-Fall virulent wurde, können wir etwa auch von einem *Aspekt der Zugehörigkeit* bzw. der *gesellschaftlichen Verortung* sprechen. (Und das ist, wie mir scheint, der für uns hier besonders wichtige Aspekt.) Dabei sind weniger die Handlungen, Einstellungen oder Wortmeldungen der nämlichen Person von Belang als vielmehr ihre Zugehörigkeit zu einer Schicht oder sozialen Gruppe. Insbesondere aus einer postkolonial-queeren Perspektive wird die Frage gestellt: „Wer spricht?“

### „Positionierungen“ und Entitäten

Somit wird der „Ort“ von Sprechenden/schreibenden „Subjektpositionen“ bei der Rezeption ihrer Diskurse immer zentraler: Nicht selten steht das Schwarze oder das Trans-Subjekt dem Weißen oder dem Cis-Subjekt entgegen, noch bevor überhaupt das Gesagte selbst zum Thema gemacht wird.

Was aber können wir als Literatur (bzw. Philosophie oder Wissenschaft) bezeichnen, wenn diese derart fragmentiert ist? Können wir noch die Existenz einer öffentlichen Sphäre voraussetzen, in der ethische Diskussionen stattfinden? Oder ist jede subalterne *Community* zuständig für das Beklagen der *eigenen* Diskriminierung und Einklagen der *eigenen* Rechte, während die diskriminierenden „hegemonialen Positionen“ kein Recht

auf eine Stimme in *deren* ethischen Debatten hätten? Sind wir also für hermeneutische Filterblasen und ethische Echoräume? Gibt es demzufolge eine *Weiße* und eine *Schwarze* Kunst/Literatur mitsamt entsprechend separierter Kritik; gibt es gar eine *Weiße* und eine *Schwarze Wahrheit*?

Es stellen sich auch Fragen mit Blick auf die erwähnten weiteren Aspekte des Nein-Standpunktes, welche zunächst literaturkritische Dimensionen betreffen. Wo liegen etwa die Grenzen zwischen Kunst und „Alltag“? Welche Rede hat den Rang der Literatur, welches Schriftstück den Rang eines Textes? Kann man, wie Umberto Eco einst fragte, einen Zugfahrplan so lesen, als wäre er eine Fehlinterpretation von *Finnegans Wake*? Wer ist eigentlich eine Autorin\*, und was ist ein Werk? Michel Foucault hat in Bezug auf Friedrich Nietzsche die Frage gestellt, für welche Werk-Autor-Einheit nun dieser Eigenname stehen sollte: für den Autor von *Zarathustra*? Den Autor von *Ecce Homo*? Oder jenen von Briefen, die Nietzsche mit „Der Gekreuzigte“ unterzeichnet hat? Für den Autor von Waschzetteln an seine Haushälterin?

Auch Ethikprobleme melden sich: Redenhalten auf Kriegsverbrecher-Begräbnissen ist zweifelsohne eine schwerwiegende Tat – was ist aber bei „weniger schlimmen“ moralischen Fehlleistungen? Etwa wenn mein ökologischer Fußabdruck ein paar Nummern zu groß ist? Oder ich zu autoritär zu meinen Kindern bin? Eine ausgesprochen feindliche Haltung Hunden gegenüber an den Tag lege? Italienisches Essen und Mozart nicht mag? Schließlich: Was ist privat, was ist öffentlich?

### Leserin\* und Publikum

Wie wir sehen: Beide Standpunkte, ja wie nein, lassen auf unterschiedliche Weise jene Entitäten als problematisch erscheinen, welche für den herrschenden Literatur- und Kunstbetrieb (resp. Literatur- und Kunst-

markt) unentbehrlich sind: Autorin\*, Werk, Kritik, Rezeption, Schaffen, Schreiben ... Auch philosophische Fragen nach moralischem Handeln und handelndem Subjekt werden in der Debatte berührt. Keine der beiden Standpunkte bietet allerdings Lösungen für die besprochenen Probleme. Interessant ist, dass sie sich an einem Punkt treffen, den sie beide heraufbeschwören. Dieser Punkt heißt Leser\*.

Ob wir nun die Autorenschaft als literarische Funktion für irrelevant erklären und uns nur dem Werk widmen oder ob wir das Werk nur im Kontext der gesellschaftlichen Positionierung (bzw. der moralisch-politischen Handlungen) des Autors\* rezipieren wollen – in beiden Fällen rekurren wir stillschweigend auf eine *dritte* Einheit neben Autorin\* und Werk, die selbst zumeist unsichtbar bleibt: auf die Leserin\*.

Die aktive Rolle der Leserin\* bei der Interpretation eines literarischen/künstlerischen Werkes soll das Wissen um Person und Leben der Urheberin\* des Werkes überflüssig machen (der Ja-Standpunkt). Aber das gilt ebenso bei der „Triggerwarnung“ an die Leserin\*, hier spreche das als X verortete Subjekt aus der Position Y (der Nein-Standpunkt). Im ersten Fall hat die Leserin\* eine mitgestaltende (für manche Literaturtheoretiker\*innen sogar *die* entscheidende) Funktion im literarisch-künstlerischen Prozess inne. Im zweiten Fall ist diese Funktion eine politisch-moralische, und hier tritt der Leser\* als (Teil-) *Öffentlichkeit* auf.

Der Leser\* bildet das strukturierende Prinzip bei der Frage nach der politisch-moralischen Integrität einer Autorin\* und ihres Werks. Wer Leben-Werk getrennt betrachten möchte, erblickt im Werk den Ort der Moralität: die Leserin\* soll am Werk (und nicht am Leben) mitentscheiden, welche „Moral“ daraus herauszulesen sei. Was der Autor\* uns sagen wollte, ist da unerheblich. Wer aber

Leben-Werk als eine Einheit betrachtet, verschiebt den Ort der Moralität auf eben diese untrennbare Einheit, und der Leser\* ist hier die Öffentlichkeit, die an der Hand genommen, geführt, ermächtigt, ja *geschützt* werden muss: vor falschen ethischen und politischen Handlungen, vor Interventionen der kulturellen Hegemonie oder vor Aberkennung und *Othering* etwa durch sexistische, rassistische, homophobe Sprachanwendung. In der Gegenwart geht es der Rezeption also in erster Linie um die Funktion des *Publikums* – egal, ob als literarisches Subjekt oder als moralisch-politisches Schutzobjekt.

Literaturnobelpreisträger Peter Handke wurde einst durch sein Sprechstück *Publikumsbeschimpfung* berühmt. Nun schimpft das Publikum zurück: indem es von Kunst und Literatur das energisch einfordert, was ihm intellektuelle und Künstler\* seit der Aufklärung predigen und Theodor W. Adorno in einem Titel programmatisch zusammenfasste: *Erziehung zur Mündigkeit*. Das Versprechen direkter Beteiligung (Publikum als sinnstiftende Instanz) und politisch-moralischer Korrektheit (Publikum als zu *empowernde* und schützende Teilöffentlichkeit) scheint in der gegenwärtigen Kulturpolitik, egal ob von „oben“ oder von „unten“, allmählich den Mainstream zu bilden.

Daraus folgt zweierlei. Erstens die Frage, ob der zutiefst elitäre, universalistische und selbstbezüglige Kulturbetrieb von heute diese Verwerfungen aushalten wird. Und: Kann er die eigenen Versprechen einlösen? Zweitens die Beobachtung, dass die hier beschriebenen Tendenzen direkter Beteiligung und politisch-moralischer Korrektheit mit den politischen Megatrends *Populismus* und *Identitätspolitik* durchweg kompatibel sind. Es ist wohl kein Zufall, dass wir im Zeitalter der Politik der Emotionen leben.

Hakan Gürses ist wissenschaftlicher Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung.

# Der Wunderdoktor

Rede zur Verleihung des Menschenrechtspreises der Liga für Menschenrechte an Werner Vogt für dessen Lebenswerk, Wien, 7. 12. 2019



Erwin Riess und Werner Vogt bei der Preisverleihung | Foto: Mani Froh

## Sehr geehrte Damen und Herren! Lieber Werner Vogt!

Eine Rede über Werner Vogts langjährige Arbeit für menschliche, solidarische und gerechte Verhältnisse nicht nur zwischen Ärzten, Pflegepersonal und Patienten zu halten, ist eine große, eine wunderschöne Aufgabe. Lassen Sie uns eingangs einige Eckpunkte seiner Arbeit in Erinnerung rufen:

Die dreiunddreißig Jahre als Unfallchirurg; mit anderen die Erstellung der ersten und einzigen Systemanalyse der österreichischen Gesundheitspolitik; die Gründung der „Kritischen Medizin“, die sich unter anderem in der bis heute weltweit bewunderten Erfolgsgeschichte des Psychosozialen Dienstes fortsetzt; den fortgesetzten Kampf gegen Selbstbehalte und eine Schuldmedizin, die Patienten die individuelle Verantwortung für gesellschaftlich verursachte Krankheiten zuweist; die Spitals- und Hilfsarbeit in Nicaragua, Honduras und Rumänien; die Beobachtermissionen im Kosovo; die unzähligen aufrüttelnden Artikel in allen führenden Zeitungen

des Landes; die Mitgründung der Wochenzeitung *Der Falter*; die Unterstützung der Aubesetzer in Hainburg – gemeinsam mit Freund Poigenfurst um fünf Uhr früh mit Medikamenten vor Ort, um sieben Uhr im OP-Saal des Böhler-Unfallspitals; die furchtlosen Auftritte im ORF gegen eine versteinerte Ärztekammer, eine krankmachende Wirtschafts- und eine demütigende Sozialpolitik; sein Einsatz gegen die Profitgier von Pharmakonzernen – heutzutage kämpfen die Patientenanwälte für höhere Medikamentenpreise –; seine schneidende scharfe Kritik an geschäftstüchtigen Primärärzten, die arabischen Scheichs jedes Wimmerl am Hintern ausdrücken und im nächsten Moment einfachen Patienten das Geld aus den Taschen ziehen und sich für Operationen fürstlich belohnen lassen, die andere für sie ausführen (ich weiß, es gibt auch einige wenige weiße Schafe, es sind wenige); die erbitterten Schlachten gegen die nach Kriegsende ungebrochene Herrschaft von Nazi-Medizinern in führenden Positionen in Kammern, Parteien und Krankenhäusern; die Schaffung von freien Betten für spezielle Patienten in „seinem Spital“, vom

maroden Ernst Jandl über kurdische Kämpfer, denen im Krieg beide Hände weggerissen wurden, bis zu Rollstuhlfahrern, deren verlängerte Rücken von Druckgeschwüren verwüstet waren und umfangreicher plastischer Operationen bedurften; herausragend wäre weiters das Sozialstaatsvolksbegehren mit 717.102 Unterzeichnern zu nennen, eine Marke, die sonst nur von Großparteien im Verein mit mächtigen Lobbys erreicht wird, – alles, was Vogt und seine Leute an Sozialabbau vorausgesagt haben, ist mittlerweile politische Realität; schließlich die Jahre als Pflegeombudsmann der Stadt Wien, die mit seinem Rauswurf durch Stadträtin Brauner endeten, weil er die Frechheit besaß, das Wohl der Patienten vor jenes der Stationschwwestern zu reihen; die von ihm verfassten großartigen Bücher zuerst im Europa Verlag, dann im Steinbauer Verlag, die eine neue Gattung, die literarische gesundheitspolitische Schmähchrift in der Tradition eines Karl Kraus, begründeten, und das mit einer an den Besten geschulten Sprache. Und so fort.

All das könnte man machen.

Es gibt nur eine kleine Einschränkung. Die Aufgabe ist nicht zu erfüllen, man kann an ihr nur scheitern. Angesichts des kaum überschaubaren Werks von Vogts Kämpfen, Siegen und Niederlagen etwas Substantielles zu sagen, heißt immer auch das Schweigen über so viele andere wichtige Unternehmungen dieses Mannes in Kauf zu nehmen. Ein Mann, der seit den sechziger Jahren für eine soziale und solidarische Republik streitet, in der Kriegsverbrecher nicht geehrt und befördert und deren Opfer nicht totgeschwiegen und gedemütigt werden.

Dies alles vorausgeschickt, lade ich Sie ein, mir ein paar Minuten beim Scheitern zuzuhören.

Werner Vogt kommt aus den Bergen. Landeck im obersten Tiroler Inntal liegt in einem Talkessel, umrahmt von schroffen Felswänden. Für Menschen aus den großen Flussebenen ist das so etwas wie das Eingangstor zum Kaukasus. Aus einer Schlosserfamilie kommend, aufgewachsen mit einer katholischen und beständig rackernden, liebenden Mutter, einem meistens abwesenden Vater, einem versierten Schlosser, und einem klugen Großvater, der Eisenbahner war, bestimmte der sportlich gewandte und auffassungsschnelle Schüler seinen Lebensweg selbst. Noch ein Wort zur Eisenbahn: Damals war sie noch eine fortschrittliche Schule des Lebens und plakatierte nicht wie die gegenwärtige ÖBB auf den Bahnhöfen behinderte Menschen als gesellschaftliche Abschreckungswaffen.

Er gehöre nicht ins Gymnasium nach Zams, verkündete der jugendliche Werner Vogt, das sei für die Schnösel aus den kleinstädtischen Bürgerfamilien. Also absolvierte er die Hauptschule in Landeck. Nach dem Abschluss stand er vor der Frage: eine Schlosserlehre beginnen oder ins Internat der Lehrerbildungsanstalt nach Feldkirch wechseln. Zwar nur achtzig Kilometer von Landeck entfernt, aber, wie gesagt, dazwischen lag der Kaukasus. Das Internat hatte für ihn keinen Schrecken, im Gegenteil, er freute sich unbändig darauf. Die Liebe wurde nicht enttäuscht. In der österreichischen Literatur von Thomas Bernhard bis zu Josef Haslinger ist

das ein singulärer Vorgang. Einer, der begeistert über sein Internat spricht.

Auch der junge Vogt war abenteuerlustig, und er war furchtlos. Im Lauf seines Lebens haben diese Eigenschaften sich weiter ausgeprägt und nun, im Alter, ist er mit dem Lauf der Welt weiter unversöhnt, was ihn aber nicht daran hindert, fröhlich und guter Dinge zu sein. Er weiß: Pessimismus des Verstands und Optimismus des Willens lautet die Devise, die fälschlicherweise Antonio Gramsci zugeschrieben wird, tatsächlich aber von Romain Rolland stammt.

Anfangs arbeitet er als Lehrer im Bregenzer Wald. Immer drängender wird in ihm aber der Wunsch, Menschen umfassend zu helfen. Um das Leid zu bekämpfen, muss man es zuerst studieren, sagt er sich, verlässt den Lehrberuf und zieht in den Osten, in die Großstadt, wo er das Medizinstudium als Werkstudent aufnimmt. Sofort fällt ihm die extrem hohe Reproduktionsrate der Ärzte auf, achtzig Prozent seiner Kommilitonen sind Arztkinder. Heute, sechzig Jahre später, ist das nicht viel besser.

[...]

Ich bitte Sie, einmal ein kleines Gedankenexperiment anzustellen. Versuchen Sie einmal eine vergleichbare Persönlichkeit in der Geschichte der Zweiten Republik zu finden – unabhängig, hartnäckig, weder von Justiz noch Ärztekammer oder Spitalsleitung einzuschüchtern, ein nachhaltiger Störenfried in unmenschlichen Verhältnissen. Ich denke seit vielen Jahren darüber nach und komme immer zum selben Ergebnis. Es gibt keine derartige Persönlichkeit.

[...]

Werner Vogt kämpfte gegen eine verzapfte ÖVP, die dort anknüpfte, wo die Vorläuferpartei im März 1938 aufzuhören gezwungen war, und gegen eine FPÖ, die dort weitermachte, wo ihre Väter 1945 aufzuhören gezwungen waren. Und er kämpfte gegen eine SPÖ, die als Reinwaschanlage für ehemalige SS- und Gestapo-Leute diente. Es war Werner Vogt, der den Skandal um den berühmten Doktor Gross aufdeckte, der an der Klinik „Am Spiegelgrund“ in Wien nicht nur Kinder ermorden ließ und der es im Schutze seiner Kumpane im Bund Sozialistischer Akademiker zum meistbeschäftigten Gerichtspsychiater Österreichs brachte und nicht davor zurückschreckte, überlebende Opfer seines ärztlichen Wütens noch vierzig Jahre später einem sozialen Tod in geschlossenen Anstalten zu überantworten. Nicht die Waldheim-Affäre, der Fall Friedrich Zawrel war der Wendepunkt in der sogenannten Vergangenheitsaufarbeitung! Und dieser ikonographische Fall wurde trotz etlicher Rückschläge und einem anfänglichen Schandurteil der Justiz von Werner Vogt durchgekämpft, und zwar siegreich. Dass er neben seiner fordernden Arbeit als Chirurg an diesen kräftezehrenden Auseinandersetzungen nicht zerbrach, mieselsüchtig oder rhapsodisch wurde, ist ein wahres Wunder, von dem zu berichten ist.

[...]

Sie werden sich vielleicht fragen, warum in all diesen Bemerkungen zu Werner Vogt, der die Auszeichnung für sein Lebenswerk erhält, das Wort *Menschenrechte* nicht vorkommt. Der Widerspruch ist schnell aufgeklärt. Wenn es um Leben und die Arbeit von Werner Vogt geht, ist von nichts anderem die Rede. Und das ist jetzt kein Wunder.

# Wo drückt die Schulbank?

Wenn wir uns von der Schule etwas wünschen dürfen, dann dass sich Kinder und Jugendliche ausreichend Wissen und soziale Fertigkeiten für ein selbstbestimmtes und gutes Leben aneignen können. Dennoch ist Österreich ein Land, in dem Kinder die soziale Schicht, in die sie hineingeboren wurden, nur schwer verlassen können – unser Bildungssystem trägt sein Übriges dazu bei. Auch von Lehrer\_innen wird mittlerweile mehr verlangt, als nur Wissensvermittler\_innen zu sein.



In der ersten Radio Stimm-Sendung 2020 sprachen Leyla Guliyeva und Julia Hofbauer mit der Soziologin Petra Neuhold und dem studierten Volkswirt Felix Stadler über ihre Erfahrungen in der Lehrer\_innenausbildung und in der Institution Schule.

Neuhold unterrichtete bis 2019 sechs Jahre lang in einer NMS im 4. sowie in einer Integrativen Lernwerkstatt im 20. Wiener Gemeindebezirk. Felix Stadler ist über die Organisation „Teach for Austria“ als Quereinsteiger in den Lehrerberuf gekommen und unterrichtet seit über drei Jahren an einer NMS in Schwechat.

Felix Stadler, nachdem viele mit „Teach for Austria“ nicht viel anfangen können, erzählst du uns bitte, was die Organisation macht und was eine Ausbildung bei „Teach for Austria“ beinhaltet?

**Felix Stadler:** „Teach for Austria“ ist eine NGO, die in den 1990er Jahren in den USA – unter dem Namen „Teach for America“ – gegründet wurde. Mittlerweile ist sie in über 50 Staaten weltweit aktiv. Das gemeinsame Ziel ist eine bessere Bildung für alle Kinder in dem jeweiligen Land, sprich Bildungsgerechtigkeit. In Österreich liegt der Fokus auf der Neuen Mittelschule und dem Kindergarten.

Gemeinsam ist allen „Teach for ...“-Organisationen auch, dass sie Quereinsteiger\_innen ins Klassenzimmer holen. In Österreich können sich alle, die ein Hochschule absolviert, aber nicht Lehramt studiert haben, bei „Teach for Austria“ melden und nach Absolvierung eines Bewerbungsprozesses in den Lehrerberuf einsteigen. Ich habe beispielsweise Volkswirtschaft studiert und konn-

te über „Teach for Austria“ als Quereinsteiger in einer NMS beginnen.

Die Ausbildung bei „Teach for Austria“ beinhaltet einen fünf-wöchigen Online Campus und anschließend eine sogenannte Sommerakademie. Dort absolvieren die Bewerber\_innen sechs Wochen lang Crashkurse in Fächern wie Didaktik, Pädagogik, aber auch Persönlichkeitsentwicklung. Die Idee ist, Quereinsteiger\_innen in den Beruf zu holen, die den Bildungsgedanken wiederum in andere Bereiche der Gesellschaft weitertragen. In der Klasse unterrichtet man dann für mindestens zwei Jahre, wobei man weiterhin durch Workshops und Fortbildungen unterstützt wird.

Hattest du das Gefühl, fachlich oder pädagogisch an deine Grenzen zu stoßen? Wenn

man nach so kurzer Zeit in eine Klasse gestellt wird ...

**Stadler:** Natürlich stößt man zu Beginn an seine Grenzen. Ich glaube, das gilt für alle jungen Lehrer\_innen, vor allem an den Schulen, die im Fokus von „Teach for Austria“ stehen. Bei mir war es weniger das Didaktische, eher das Fachliche. Hier und da habe ich mir die Frage gestellt, wie ich den Unterrichtsstoff am besten rüberbringe bzw. ob mir das gut gelingt, was ich möchte. Kolleg\_innen, die Lehramt studiert haben, haben diesbezüglich vielleicht mehr Erfahrung.

Petra Neuhold, hattest du das Gefühl nach dem Lehramtsstudium gut auf das Unterrichten vorbereitet zu sein? Gibt einem das Lehramt neben dem Fachwissen auch ausreichend pädagogisches Rüstzeug mit?

**Neuhold:** Ja und nein. Bei der klassischen Ausbildung auf der Pädagogischen Hochschule ist der fachliche, didaktische Unterricht mit einer Praxis in der Schule verbunden. Man bekommt also mit, wie es in den Schulen zugeht. Ich habe eigentlich schon sehr gut gewusst, wie man den Unterricht aufbaut, ich kannte die Schulbücher und ich hatte auch bereits einzelne Unterrichtseinheiten vorbereitet.

Der Lehrerberuf ist aber ein sozialer Beruf und alles, was mit Menschen zu tun hat, ist ein Stück weit unberechenbar. Ich hätte mir gewünscht, dass man uns in der Ausbildung auch darauf vorbereitet. Denn das Bild des Lehrers bzw. der Lehrerin, das auf der Pädagogischen Akademie leider immer noch transportiert wird, ist das einer Person, die souverän ist und alles unter Kontrolle hat. Das ist aber nicht realistisch, das kann man nicht sein.

Auch was soziale Kompetenzen betrifft, gibt es Herausforderungen, nicht nur im Hinblick auf die Schüler\_innen, auch auf die anderen Lehrer\_innen – auf das Kollegium. Vor allem als Junglehrer\_in ist es oft schwierig, Position zu beziehen, wenn es um autoritäre Tendenzen oder rassistische Vorurteile im Kollegium geht. Ich fände es wichtig, ein Rüstzeug und Sicherheit in der Ausbildung zu bekommen, um da bestehen zu können.

In der Praxis habe ich vor allem gelernt, dass die beste Vorbereitung nichts bringt, wenn die emotionalen und sozialen Bedürfnisse der Kinder ausgeblendet werden. Da habe ich viel im Tun mitgenommen, z. B. wie man Schüler\_innen durch Klassenräte einbinden kann. Auch was die Macht der Institution Schule bedeutet, hat die Ausbildung nicht vermitteln können, dass man dort nicht immer agieren kann als die Person, die man ist.

Das Konzept der Quereinsteiger\_innen als Lehrer\_innen scheint immer beliebter zu werden, auch im neuen Regierungsübereinkommen wird diese Form des Zugangs zum Lehrerberuf gestärkt. Findet ihr diesen Zugang sinnvoll?

**Neuhold:** Ich finde es wichtig, dass man in den Beruf quereinsteigen kann und sehe das als Bereicherung. Andere Studienrichtungen oder Berufserfahrungen, die man in den Lehrerberuf einbringen kann, sind oft sehr fruchtbar. Das Problem, das bislang bestehen hat, ist, dass Quereinsteiger\_innen meist befristet über Sonderverträge tätig waren. Es wäre gut, dass – wenn ein bestimmter Ausbildungsstand gegeben ist – Quereinsteiger\_innen auch über gleichwertige Verträge angestellt und gleich entlohnt werden würden.

**Stadler:** Ich sehe das sehr ähnlich. Quereinsteiger\_innen sind positiv für das ganze System, auch weil es um ein sehr starres System mit teilweise veralteten Strukturen geht. Da kann es helfen, wenn Leute hereinkommen, die vielleicht zehn Jahre in einem Unternehmen gearbeitet oder etwas anderes studiert haben. Ich kann aus meiner Erfahrung sagen, dass Quereinsteiger\_innen andere, neue Sichtweisen in das Schulsystem einbringen. Für mich war es z. B. ganz klar, dass ich mir Feedback hole und auch gerne Feedback gebe, aber bei mir im Lehrer\_innenzimmer hatten nicht alle Einsicht, dass eine gute Feedbackkultur für alle bereichernd ist. Mittlerweile haben wir voneinander gelernt und die Feedbackkultur ist langsam eine bessere geworden.

Ein weiterer wichtiger Punkt neben dem Einstieg ist der Ausstieg. Es sollte möglich sein, aus dem Lehrerberuf geregelt auszusteigen. Dieses Mindset gibt es bei uns leider kaum, aber ich fände es wichtig, dass Lehrer\_innen, die vielleicht fünfzehn oder zwanzig Jahre unterrichtet haben, die Möglichkeit bekommen, in den privaten Sektor oder die öffentliche Verwaltung zu wechseln. Momentan ist es so: Wenn du Lehramt studiert hast, bist du dein Leben lang Lehrer\_in oder steigst vielleicht in der Schulverwaltung auf. Ich glaube, das führt zu sehr viel Frust, der vermeidbar wäre.

Wie sollte die Lehrer\_innenausbildung finanziert werden? Privat, wie das bei „Teach for Austria“ zu 75 Prozent der Fall ist, oder durch den Staat, wie derzeit die meisten Lehramtsstudien?

**Neuhold:** Ich habe da eine klare Position. Ich sehe die Finanzierung der Lehrer\_innenausbildung als Aufgabe des Staates. Für mich bemisst sich der Grad einer Demokratie am öffentlichen Schulwesen und umgekehrt ist für mich die Schule auch der Ort, wo Demokratie gelernt und gelebt wird. Es sollten demokratische Entscheidungen sein, die bestimmen, wie die Ausbildung gestaltet wird und was Schule sein soll. Das soll jedenfalls nicht im Interesse einzelner Unternehmen, Privatpersonen oder gar der Kirche entschieden werden.

Ich finde es wichtig, die Schule als einen Ort zu gestalten, an dem Demokratie erlebt werden kann, z. B. durch Schüler\_innenparlamente. Es wäre ganz wichtig, dass Schüler\_innen, Lehrer\_innen und Eltern die Schule mitgestalten können und dass die Schule ein Ort ist, an dem man sich kritisch mit der Welt und dem Platz, den man darin einnehmen möchte, auseinandersetzen kann. Das sehe ich nur gewährleistet, wenn dahinter ein öffentliches Interesse steht.

Die Sendung „Wo drückt die Schulbank“ wurde am 7. Jänner 2020 auf Radio Orange ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter [www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at) abrufbar.

Leyla Guliyeva ist Redakteurin bei Radio Stimme.

das politische magazin  
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet  
[www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at)

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FRFIRACI
Graz	RADIO LEKINK
Kärnten / Koroška	RADIO ACO IA
Bludenz	RADIO PROTEN
Salzburg	RADIO EBRIK
LPZ	RADIO -RO
Salzka / Mährgau	Freies Radio Salzburg.at
Kranstai	Freies Radio 8138



Die staatliche Regulierung von Trans. Der Transsexuellen-Erlass in Österreich (1980-2010). Eine Dispositivgeschichte. Von: Persson Perry Baumgartinger. Bielefeld: transcript 2019. 350 Seiten; EUR 34,99. ISBN: 978-3-8376-4854-6

## A Never Ending Story

Nach *Trans Studies* (2017) liegt nun ein weiteres Buch von Persson Perry Baumgartinger vor. Es beschäftigt sich mit dem sogenannten Transsexuellen-Erlass zwischen 1980 und 2010 in Österreich.

Kurze Zeit nach dem der Autor mit seiner Forschung begonnen hatte, wurde der Transsexuellen-Erlass in Österreich endlich aufgehoben. Eine Personenstandsänderung für trans Personen ist seither um einiges einfacher. Der Wegfall des Erlasses und die Erkenntnis des österreichischen Verfassungsgerichtshofs von 2018, dass die Existenz von mehr als zwei Geschlechtern rechtlich anzuerkennen sei, bedeuten gemeinsam große Erfolge für die Inter\*- und Trans-Bewegungen. Positive Veränderungen wie diese legen einen Paradigmenwechsel von einer zweigeschlechtlichen zu einer vielgeschlechtlichen Ordnung nahe. Das Buch von Baumgartinger beschäftigt sich allerdings mit der Frage, wie das Zweigeschlechterdispositiv „repariert“ wird und heteronormative Werte „konserviert“ werden. Der Transsexuellen-Erlass resultierte aus Diskussionen eines vom österreichischen Innenministerium beauftragten

Gremiums zwischen 1980 und 1983. Dieser regelte die Änderung des Vornamens sowie des Personen- und Ehestands. Der Erlass wurde in den Jahren 1985, 1996, 2007 sowie 2010, meist im Kontext von Widerstand von trans Personen, immer wieder verändert, zuletzt durch den Kampf einer trans Frau vor Gericht. So hob 2009 der Verwaltungsgerichtshof den Zwang zu geschlechtsanpassenden Operationen auf, 2010 wurde dann der Transsexuellen-Erlass endgültig aufgehoben.

Nichtsdestotrotz wird Zweigeschlechtlichkeit staatlich, juristisch und medizinisch festgeschrieben.

Die juristische Einschreibung des Begriffs Trans als Krankheit und der Kampf um den Begriff „äußeres Erscheinungsbild“ sind nur zwei Teilbereiche in Baumgartingers Analyse.

Seine Forschung will einen wissenschaftlichen, aber auch – und das ist das Besondere daran – einen politisch-aktivistischen

Beitrag leisten zu Debatten und Kämpfen der TransInterQueer sowie den Enthinderungs- Bewegungen. Wie schon in seinem ersten Buch *Trans Studies* hält der Autor an seinem Anspruch fest, wissenschaftliche Erkenntnisse auch einer außeruniversitären Leserschaft zugänglich zu machen. So wurden etwa Community-Zeitschriften, Flyer, offene Briefe und Protokolle von Sitzungen für die Datenerhebung berücksichtigt. Das Stil des Buches changiert zwischen wissenschaftlicher und Alltagssprache.

Persson Perry Baumgartinger zieht die oft gezogenen Grenzen zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Texten ebenso in Zweifel, wie er Raum schafft gegen die heterosexuelle, binärgeschlechtliche Norm „Mann oder Frau“ und für Geschlechtervielfalt.

Louis Helga Hofbauer



## Faust formen | Sich in Kunst als politische Praxis hineindenken

Ein großes, schwarzes „F“ auf einem kleinen handlichen Buch, in Serifenschrift gefasst, aber modern, schlicht auf grauem Grund, so präsentiert sich Doro Wieses aktuelle philosophische Arbeit über die Faust als Symbol des kämpferischen Widerstands.

Der kleine Stimmungsatlas aus der Reihe des Textem Verlags lässt an ein Lexikon denken. Es könnte sich auch um ein typografisches Lehrbuch oder ein Handbuch zur Alphabetisierung handeln. Doch was ist hier der Lern- oder Übungsgegenstand?

Die Autorin bringt Kunst und Philosophie auf neue Weise zusammen. Sie verknüpft kulturelle Praxen verschiedener Zeiten und Felder, um zu sehen, welche Möglichkeiten für ein widerständiges politisches Denken und Handeln sich an den Knotenpunkten entfalten. Heute. Für jetzt. Oder morgen. Dafür muss ein Wagnis eingegangen werden. Das Wagnis, sich verwirren zu lassen und zu verwirren, also Uneindeutigkeit zu nützen, um noch nicht Gewusstes, Gesehenes, Gedachtes entstehen zu lassen.

Das Kunstwerk „Moule“ von

Anna Lena Grau ist eine Negativgipsform. Die Betrachter\*innen können die monumentale Skulptur begehen, betreten, bestaunen und ihren eigenen Gedanken nachhängen, ohne sofort zu wissen, worum es sich handelt. Die überlebensgroße Faust ist unsichtbar.

Doro Wieses Buch denkt vor allem entlang von künstlerischen Arbeiten von Anna Lena Grau und Richard Serra. Diese werden abgebildet, bedacht, mit der eigenen Gesellschafts- und Familiengeschichte versehen und mit theoretischen und literarischen Werken, wie jenen von Walter Benjamin, Gilles Deleuze und Félix Guattari oder Tiziana Terranova, repräsentationskritisch gelesen.

Wie Fouad Asfour treffend schreibt, ist eine Voraussetzung für das Gelingen von Widerstand in einer restriktiven oder repressi-

ven Gesellschaft die Undurchsichtigkeit, das Nicht(sofort)verstehen. Die Betrachter\*innen müssen die Faust erst wahrnehmen, oder sie formen, indem sie sich zusammenschließen, gemeinsam hineingegeben in die aktuelle Skulptur, die dieses Buch darstellt und selbst auch ist. Man muss nicht sofort urteilen, bewerten oder gar etwas tun. Es ist also eine Einladung zur kritischen (Selbst)Reflexion, die durch den Aufschub oder die Verlangsamung der Sinngebung durch die Lesenden ermöglicht wird, so Doro Wiese an einer Stelle im Buch.

Jo Schmeiser



FÜR WIEN  
ZUSAMMENHALT

Polina, Studentin

Bleib daheim.  
Es könnte Leben retten.

Polina hat sich schon immer gegen Ausgrenzung und für Zusammenhalt eingesetzt. Deshalb unterstützt sie besonders jetzt auch ihre älteren Nachbarinnen und Nachbarn dabei, ihren Alltag zu meistern und erledigt Besorgungen für sie. Bekannten, die zur Risikogruppe gehören, hat sie die **Hotline der Stadt Wien** 01/4000-4001 empfohlen, die ältere Personen bei der Organisation ihres Alltags unterstützt. **#BleibDaheim**

Stadt  
Wien

wien.gv.at/coronavirus



„Ich wusste nicht, was das heißt, in dieser weißen Gesellschaft“

## Kennengelernt

Duygu Özkan

Positive Vorbilder haben gefehlt, als **Vanessa Spanbauer** in Wien aufwuchs. Vorbilder, mit denen sie sich identifizieren konnte. Nun ist sie auf dem besten Wege, selbst ein Role-Model zu werden.

**E**s wurde zu einem Statement. Vanessa Spanbauer sagt, in ihren journalistischen Beruf sei sie hineingerutscht, aber letztlich wurde es zu einer Art Botschaft. „Journalistin zu sein“, meint sie, „war das Anliegen, dass ich mit der deutschen Sprache auch etwas machen kann.“ In den Augen von Rassisten passt das nämlich nicht zusammen: eine Schwarze und der anspruchsvolle Umgang mit Deutsch. Ablehnung, Rassismus und Hass. „Ich habe das schon so viel gespürt“, sagt sie, „dass ich eine Stärke daraus entwickelt habe.“

Spanbauer, 28 Jahre jung, schält sich aus dem winterlichen Mantel und nimmt Platz am kleinen Tisch im engen, stilechten Café. Die Wienerin ist im 20. Bezirk aufgewachsen, in einem diversen Viertel, wo sie „nicht so arg aufgefallen“ sei. Da war der Sprung ins Gymnasium schon einschneidender, „groß und eigenartig“, wie sie sagt. Im noblen 19. Bezirk kam sie in eine Klasse, in die sie nicht ganz hineingepasst habe, da viele Kinder aus wohlhabenderen Familien stammten. Und dazwischen die schüchterne Schülerin mit anderer Hautfarbe, die nicht gerne gesprochen hat. „Viele haben gedacht, ich bin dumm.“ Einige wenige Lehrer förderten Spanbauer, sie entdeckte ihr Interesse an Geschichte, an Musik. „Mein prägendes Selbst war: nicht so sein können wie die anderen. Das wurde mir von außen immer vermittelt. Und das zu einer Zeit, in der man das nicht wollte. Nicht auffallen wollte.“ Spanbauer ist in einer weißen Umgebung aufgewachsen mit wenig Kontakt zum anderen Teil ihres Selbst. Das Schwarz-Sein habe sie immer dann erlebt, wenn sie Rassismus erfahren hat. Und es habe gedauert, sagt die junge Journalistin, bis sie gemerkt habe, dass ihre Selbstwahrnehmung wichtiger ist. Dass sie mit dem anderen Teil der Familie ebenfalls eine Geschichte verbindet. Erfahrungen. Themen wie Haare, Essen, Popkultur, wie sie sagt. „Es ist gut, so zu sein, wie ich bin, als Mensch, als Schwarze Frau.“

Doch was Vanessa Spanbauer zwischen dem Gymnasium und ihrem neuen Zuhause in Niederösterreich, wo die Familie hinzog, stets gefehlt hat, waren Vorbilder. Positive Role-Models. Menschen im öffentlichen Raum, mit denen sie sich identifizieren konnte. Welche Bilder gab und gibt es denn von Schwarzen Menschen in Österreich? Kriminelle, Prostituierte. Und diese Bilder werden stets gefüttert, sagt Spanbauer, in den Medien, im Fernsehen. Hinzu komme das Bild des Flüchtlings, der Krankheiten wie Ebola einschleppt. Und irgendwo zwischen all diesen Vorurteilen kommt die afroamerikanische Kultur vor,

Lizzo und Beyoncé, die cool sind, zu denen man aufschaut, die allerdings auch weit entfernt leben. Was es nicht gibt, das ist der Alltag. „Menschen, die leben, wie alle anderen auch. Arbeiter, Studierende. Wie viele Schwarze Menschen sind denn sichtbar als Juristen?“ Als Spanbauer im Jahr 2012 für das Stadtmagazin *Biber* einen Text über die schwarze Community in Österreich schrieb, stach sie damit gewissermaßen in ein Bienennest. Sie habe eben gemerkt, welche Resonanz dieser Text hatte, es kamen viele Zuschriften, die Leute schrieben ihr: Zum ersten Mal lese ich über mich. Es war einer dieser Momente, an dem sie merkte: Da fehlt etwas in der Medienlandschaft. Da muss sie weitermachen.

Doch Spanbauers Text fiel auch zusammen mit einem vergleichsweise raren Moment gesellschaftlicher Öffnung. Es war das Jahr des Fußballspielers David Alaba und mit ihm kam ein positiver Umschwung, ein Wechsel. „Da hat sich das Bild der weißen Gesellschaft auf mich im Alltag plötzlich verändert.“ Nur, lange habe der Alaba-Effekt nicht die Zeit überdauert.

Zwei Jahre nach ihrem *Biber*-Text kam Spanbauer zum Magazin *fresh – Black Austrian Lifestyle*. Zu dem Zeitpunkt hatte sie sich schon viel mit dem Thema beschäftigt, mit der Community, mit dem Einfluss der afroamerikanischen Kultur und Sprache („Allein die Meme-Sprache im Internet, diese Doppelverneinungen, hat sehr viel mit der Sprache Schwarzer Menschen in den USA zu tun.“) Bei Interviews merkte Spanbauer, dass sie sehr wohl einen anderen Zugang zum Alltag, zum Leben ihrer Gesprächspartner hatte. Dass sie Fragen stellte, die einer weißen Person wohl nicht einfallen würden. Zwischenzeitlich ist das *fresh*-Printprodukt zwar eingeschlafen, aber Spanbauer will es wiederaufleben lassen. Nebenher arbeitet sie für den Verein ZARA für Antirassismus-Arbeit. Sie macht ihren Master in Zeitgeschichte. Und sie berichtet und kommentiert in sozialen Medien über Themen, die sie bewegen. Sie identifiziert sich als Schwarze Frau, erzählt sie. Das sei früher nicht der Fall gewesen: „Ich wusste nicht, was das heißt, in dieser weißen Gesellschaft.“ Es hört sich an, als ob Spanbauer jene Vorbilder suchen und vor den Vorhang bringen will, die sie selbst nicht hatte. Und vielleicht selbst ein Vorbild werden. „Ich kann nicht nichts tun“, sagt sie zum Abschied, als draußen vor dem Café der Abend schon dämmt. Und sie zitiert einen Satz, der sie seit geraumer Zeit beschäftigt: „Es reicht nicht, nicht rassistisch zu sein. Man muss *antirassistisch* sein.“

## Der Salzburger Almkanal und eine Kehrtwende grüner Politik

Herr Groll und der Dozent eilten auf dem Elisabethkai in Richtung Makartsteg. Der Dozent hatte Herrn Groll vom Bahnhof abgeholt und wollte seinen Freund in die Altstadt lotsen. Es gebe dort ein wasserbautechnisches Weltwunder zu bestaunen, den Almkanal. Der zweige von der fünfundzwanzig Kilometer entfernten Königsseeache hinter dem Untersberg ab und versorge Salzburg seit dem frühen Mittelalter durch ein ausgeklügeltes Kanalsystem mit Wasser. Beim Stift St. Peter, dem ältesten Kloster der Benediktiner im deutschen Sprachraum, das auf spätantike Vorläufer zurückgeht, könne man während der Reinigungszeit in die Unterwelt vordringen. Jetzt sei es wieder so weit, die Besichtigung des Kanals sei für wenige Tage möglich.

„Dem Kanal ist es zu verdanken, dass die Altstadt von Salzburg, die oft von der Salzach überschwemmt wurde, was die Gefahr von verheerenden Seuchen mit sich brachte, von dieser Plage weitgehend verschont wurde“, fuhr der Dozent fort. „Kam es zu Überschwemmungen, wurde nach dem Absinken des Wassers der Almkanal durch die Altstadt geleitet. Der nahm Unrat und Pestilenz mit sich und die Seuchengefahr war gebannt. Mitte des zwölften Jahrhunderts ließ das Domkapitel zwischen Festungsberg und Mönchsberg einen vierhundert Meter langen Stollen durch den Fels schlagen! Überschüssiges Wasser wurde zu Mühlen abgeleitet. An der Wasserteilung befindet sich heute in einer ehemaligen Mühle das Kraftwerk der Stieglbrauerei.“

„So kommen auswendiges und inwendiges Nass auf eine nützliche Art zusammen“, erwiderte Herr Groll. Seit Tagen laste eine schwarze Wolke auf seinem Gemüt, eine Bierkur könne da vielleicht Abhilfe schaffen.

Er höre Grolls Worte mit Sorge, erwiderte der Dozent. „Was hat denn diese Stimmungstrübung verursacht? Doch nicht die neue Regierung?“

„Sie wissen doch, dass die Grünen seit ihrem Einzug ins Parlament im Jahr 1986 immer betroffene Menschen als BehindertensprecherInnen in den Nationalrat entsendeten“, erwiderte Groll. „Manfred Srb machte den Anfang, dann folgten Theresia Haidmayr und Helene Jarmer. Die Grünen waren damit bahnbrechend im heimischen Parlamentarismus. Nun will es aber die Ironie der Geschichte, dass die Grünen mit dreißig Sitzen so viele Parlamentarier haben wie noch nie, darunter befindet sich aber kein behinderter Experte, der sich um die vielfältigen Anliegen einer Bevölkerungsgruppe, die mehr als eine Million Menschen beträgt, kümmert. Die derzeitige grüne Behindertensprecherin ist eine Tourismuskauffrau, weder selbst behindert,

noch irgendwie mit dem Selbstbestimmt-Leben-Thema vertraut. Auch bei der Kandidatenauswahl der Wiener Grünen für die Landtagswahlen im Herbst wurden behinderte Menschen ausgegrenzt.“

Wie es zu diesem schändlichen Vorgehen gekommen sei, wollte der Dozent wissen.

Während sie spielenden Kindern und Touristengruppen auswichen, fuhr Herr Groll fort.

„Die Grünen zeichnet seit einiger Zeit ein Zug zur Macht und ihren Verheißungen aus. So ist es kein Wunder, dass auch Vertreterinnen von Arbeitsmarktservice und Dienstleistungsanbietern in die Kandidatenliste der Grünen drängen. Beides Institutionen, die behinderte Menschen systematisch als Gegner eines selbstbestimmten Lebens erfahren. Ich erinnere an den AMS-Algorithmus, der ältere und behinderte Menschen bei der Vermittlung von Arbeitsstellen von vornherein diskriminiert und immer wiederkehrende Versuche, das Pflegegeld der behinderten Menschen in die Taschen der Sozialen Dienste und sozialökonomischer Betriebe umzuleiten. Selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen, wie es die UN-Konvention aus 2008 vorschreibt, ist definitiv nicht mehr die Sache der Grünen. Sie haben – nicht nur in dieser Frage – die Seiten gewechselt.“

Das sei in der Tat beschämend, gab der Dozent zu. Erstaunlich sei weiters, dass darüber in den Medien kein Aufhebens gemacht wird.

„Dass die SPÖ noch nie eine betroffene Person nominiert hat, ist auch kein Zufall“, sprach Groll weiter. „Die SPÖ hält behinderte Menschen schlicht für zu blöde, um für ihre eigenen Belange einzutreten. Das war in den unendlich langen Regierungsjahren so und so ist es auch in Zeiten der Opposition. So viel zum Neuanfang der Partei.“

Sie waren auf dem Makartsteg angekommen. Der Dozent schob seinen Freund über das erste steile Stück, bis sie in der Mitte anhielten.

„Den Vogel aber schießen die NEOS ab“, sagte Groll. „Sie haben jetzt eine Abgeordnete aus der Steiermark in Stellung gebracht. Sie ist nicht behindert und kennt sich bei Independent Living so gut aus wie ich mich in der Biblexegese. Wissen Sie, wie ihre vollständige Bezeichnung lautet?“

Der Dozent zuckte die Achseln.

„Fiona Fiedler, Sprecherin für behinderte Menschen und Tierschutz.“

Der Dozent taumelte. Um ein Haar wäre er in die Salzach gestürzt, aber Groll hielt ihn am Jackett zurück.

## BESSERE AUSBILDUNG – BESSERE CHANCEN

Mit NEBA in die Zukunft investieren!



Viele Unternehmen sind bereit, Jugendliche mit Behinderung oder mit Ausgrenzungsgefährdung einzustellen.

Oftmals verfügen die Jugendlichen aber nicht über die erforderlichen sozialen Kompetenzen oder haben einen erhöhten Bedarf an Unterstützung, den das Unternehmen in Eigenregie nicht abdecken kann.

Genau da setzt NEBA, das Netzwerk Berufliche Assistenz an.

Durch Jugendcoaching, AusbildungsFit, Berufsausbildungs- bzw. Arbeitsassistenz und Jobcoaching werden alle Betroffenen bei der Jobsuche und dem Erhalt des Arbeitsplatzes, aber auch Unternehmen bei der Personalakquise und bei allfällig auftretenden Problemen bedarfsgerecht unterstützt und begleitet.

Das Sozialministeriumservice leistet hier – mit finanziellen Mitteln des Europäischen Sozialfonds und in

Zusammenarbeit mit zahlreichen Partnerorganisationen – einen wertvollen Beitrag für die berufliche Integration von Menschen mit Behinderungen.

Das **Jugendcoaching und AusbildungsFit** unterstützen Jugendliche und junge Erwachsene am Ende ihrer Schulpflicht bzw. nach dem Schulaustritt. Die Jugendlichen lernen ihre persönlichen Fähigkeiten kennen, stärken ihre Kompetenzen, können ihre beruflichen Interessen herausfinden und erhalten Informationen über mögliche weitere Schulen und Ausbildungsvarianten.

Die **Berufsausbildungsassistenz** ermöglicht benachteiligten Jugendlichen mit persönlichen Vermittlungshemmnissen die Chance auf eine erfolgreiche Berufsausbildung in Form einer längeren Lehrzeit oder einer Teilqualifikation.

Die **Arbeitsassistenz** für Jugendliche unterstützt bei der Suche und Erlangung eines Arbeitsplatzes.

Das **Jobcoaching** schult Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen individuell auf ihren Arbeitsplatz ein.

NEBA hilft Menschen mit Behinderungen und ausgrenzungsgefährdeten Jugendlichen dabei, sich ein selbstbestimmtes Leben mit einem eigenen Einkommen aufzubauen und fördert gleichzeitig die Barrierefreiheit in unserer Gesellschaft.

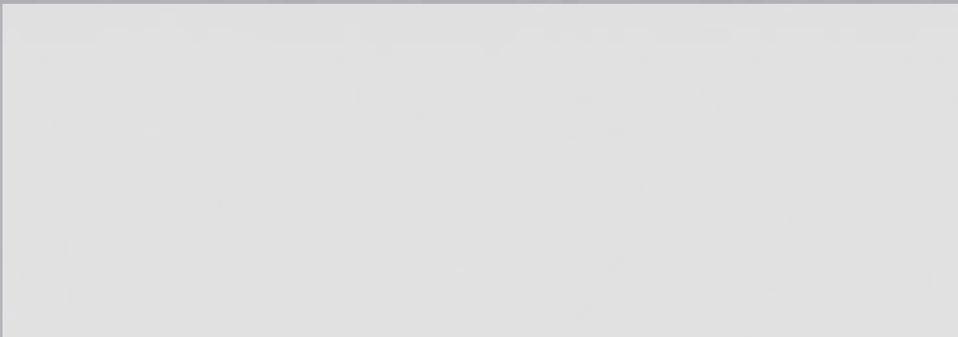
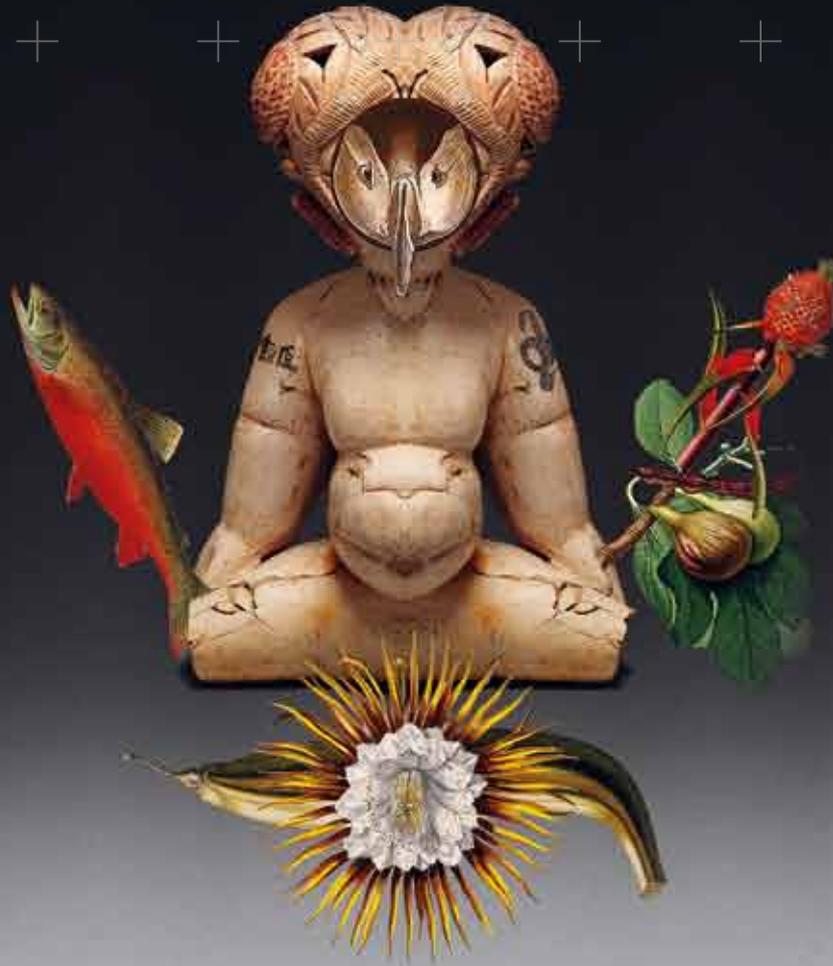
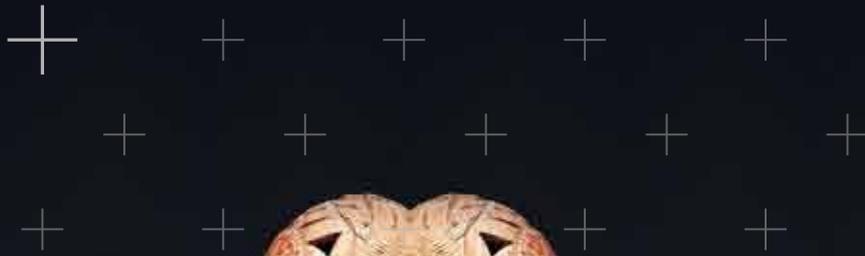
Nähere Infos erhalten Sie unter [www.neba.at](http://www.neba.at)



Fotocredit:  
Sozialministeriumservice (M. Seidl)



» die nächste **stimme** erscheint im Juni 2020



 **Bundeskanzleramt**  
KUNST

 **Bundesministerium**  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

